RICHTUNGEN

Eine existenz-philosophische Erzählung

PRÄLUDIUM

In welche Richtung soll's denn nun gehen?
Es klang gereizt, genervt, als du dies sagtest.
Dein Blick, zuvor in unseren Plan vertieft, dann dich umschauend, dann mich behaftend, hatte etwas Forderndes.
Aber was für eine Antwort hattest Du erwartet?

Dein Blick ist mir haften geblieben, ich sehe ihn heute noch, sehe, wie Du mich anschaust.
Und die Frage … sie geht mir nicht mehr aus dem Sinn.
Sie begleitet mich.
Hat sich multipliziert, verselbstständigt, kommt mir immer wieder wie ein Echo entgegen, mal aus dieser, mal aus jener Ecke.
Mal flüsternd, mal spöttisch.
Mal fordernd, so wie Du sie fordernd gestellt hattest …
Damals.

In welche Richtung soll's denn nun gehen?

ERSTER TEIL

1.



Er ging die letzten Schritte zielstrebig.
Öffnete die Eingangstür, ließ den Verkehr, das Alltagsrauschen, das Lärm- und Stimmengewirr der Straße da draußen, mit dem Schließen der Tür hinter sich.
Er stieg die Treppen hinauf, ging durch eine zweite Tür, dann durch's Foyer, betrat schließlich die große Bibliothek.
Nicht weit, knappe 20 Minuten Fußweg, von seiner Wohnung entfernt.
Angekommen.
Wie still es hier wieder war.
Nur wenige andere Besucher waren an diesem Vormittag zu sehen, er scannte es, mit einem kurzen Rundumblick.
Er ging zur Garderobe, stellte seine Tasche ins Schließfach.

Dann tauchte er ein in diese Welt, in diesen Welten-Raum, diesen Kosmos so vieler Welten, so empfand er es immer wieder, wenn er an die Ansammlung der zigtausend Bücher dachte.
Ein Spiegelkabinett namens Leben, durch das man, Gang für Gang, Regal für Regal, über zwei Etagen verteilt, hindurch schreitet.
Bücher.
Sich unablässig dem Zugriff anbietend, wo immer die Schritte, Blicke, Suchbewegungen der Anwesenden hin- und hergehen.
Gezielt suchend oder vorbeiflanierend, mit geschärftem Blick oder unschlüssig.
Stumm nebeneinander stehen sie alle da – sortiert, numeriert, katalogisiert.
Stumm, abwartend, geduldig.
Aber sofort, bei jedem Blick auf Buchtitel und Buchrücken schon, werden sie zu einer Anrede.
Erst recht dann beim Zugriff, Öffnen und Lesen.
Schon mit dem ersten Satz, den ersten Worten.

Was suchte er?
Was las er?
Was beschäftigte ihn?

Es gibt Menschen, die sind in Bibliotheken zu Hause.
Kommen früh, gehen spät, wenn's draußen schon dunkelt.
Tag um Tag.
Haben sich verortet, eingenistet , eingerichtet in den Bibliotheken dieser Welt, im weiten Universum der unzähligen Bücher

Aus denen sie saugen, in denen sie leben.
In ihren jeweiligen Nischen, Höhlen, Eingrabungen.
Was sind das für Menschen, Existenzen?
Wer sind sie – bevor sie kommen und wenn sie wieder gehen?
Wohin, woher?

Heute suchte er – wissend, wo sie zu finden waren, im ersten Stock und dann im zweiten Gang links – im Bereich „Gegenwartsliteratur“ und der Rubrik „englischsprachig / USA“ einen Autor, dessen Bücher ihn seit einiger Zeit in den Bann zogen.
Und in Gedanken stellte er sich vor, danach gefragt zu werden – und zu begründen, was ihn so anzog an seinen Büchern.
Sein Name: Paul Auster.
Geboren 1947 in Newark/New Jersey.
Mit vollem Namen Paul Benjamin Auster.
Ein New Yorker Schriftsteller, Autor und Übersetzer.
Verheiratet in zweiter Ehe mit Siri Hustvedt, ebenfalls Schriftstellerin,
Beide verortet im New Yorker Stadtteil Brooklyn.

Austers letzter Roman – 2017 veröffentlicht und fast 1300 Seiten dick, wohl nicht ohne ordnende Notizen zu lesen – hieß „4 3 2 1“.
Und sie erzählt die fiktive Geschichte von Archibald Ferguson.
Sein Lebenslauf bis zu einem einschneidenden, dramatischen Ereignis in seinen jungen Jahren, ist der Anfang des Romans.
Dann aber verzweigt sich - durch unterschiedliche Weichenstellungen - die weitere Lebensgeschichte Archies in vier verschiedene Lebensrichtungen, vier verschiedene Biografien … und der eine Archie wird , in den Kausalketten der weiteren Lebensumstände und Ereignisse, zu einem vierfachen Archie.
Der Eine , der im Nachhinein zu vier Personen mit je eigenen Lebensgeschichten wird.

Ja, in welche Richtung soll’s denn nun gehen?

Schnell erfasste er – rechts im Regal stehend und ungefähr in Augenhöhe platziert – Austers Bücher.
„ 4 3 2 1“ hatte er zuletzt gelesen, zuvor die drei Romane „Das Buch der Illusionen“, „Die Musik des Zufalls“ und die „Nacht des Orakels“.
Sie alle spielten - und das war wohl die Faszination, die Austers Bücher auf ihn ausübten - mit der Frage, was warum oder auch nicht im Leben von

Menschen passiert, welche Kausalketten das Leben in bestimmte Richtungen führen, was Realität und Einbildung ist, Zufall oder Notwendigkeit, zwangsläufig oder beliebig.
Unter den vielleicht ein Dutzend vorfindlichen Büchern, die sich ihm anboten, griff er willkürlich nach einem Buchrücken mit dem Titel „Winterjournal“.
Er stand, beim Öffnen des Buches, allein in diesem Regalbereich der Bibliothek.
Es war still und niemand war in seiner Nähe, streifte oder beobachtete ihn.
Und er las: „Du denkst, das wird dir niemals passieren, das kann dir niemals passieren, du seist der einzige Mensch auf der Welt, dem nichts von alldem passieren wird, und dann geht es los, und eins nach dem anderen passiert dir, all das genau so, wie es jedem anderen passiert …“
Eine halbe Stunde später stand er wieder auf der Straße, tauchte wieder ein in die Welt „da draußen“, das Leben, den Verkehr, ließ die stille Welt der Bibliothek und das Labyrinth der Bücher zurück.
Er hatte das Buch, ausgeliehen, unter dem Arm.
Und ging schnellen Schrittes zurück in seine Wohnung.

Im Hausflur, seine Wohnung lag im zweiten Stock, schaute er kurz auf die Briefkästen und sah, dass die Post schon gekommen war.
Er öffnete den seinen und hatte, neben der üblichen Reklame, einen Brief in der Hand, wendete ihn, um zu erfassen, wer da wohl was an ihn adressiert hatte …
Aber abgelenkt und aufgeschreckt durch das plötzliche, laute Sirenengeheul eines draußen vorüberfahrenden Krankenwagens, schaute er kurz Richtung Haustür, es fiel ihm das ausgeliehene Buch vor die Füße … er bückte sich, hob es auf, schob den Brief ohne weiteren Blick zwischen die Seiten und ging nach oben in seine Wohnung.

Buch und Brief legte er, kaum dass er drin war – mit seinem Blick auf den ihm sofort entgegenkommenden, ihn begrüßenden, seine Beine umstreifenden Kater - auf das Tischchen neben der Garderobe.
Beiseite, wie man so sagt.
Wenn etwas Anderes sich in den Vordergrund schiebt.

2.



Die Frösche draußen quakten in einer Lautstärke und mit einer Inbrunst, die beängstigend war.
So wie jeden Abend um diese Zeit.
Der Ventilator an der Decke kreiste und der Zeiger der Uhr, hier im Gästehaus, ging gegen 21.00 Uhr Ortszeit.
Zu Hause in Deutschland war es bereits 4.00 Uhr früh.
Müde hing er seinen Gedanken nach und trank den letzten Schluck Bantang-Bier, der noch in seiner Flasche war.
17 ½ Flugstunden entfernt von zu Hause war er jetzt hier, seit sechs Wochen, auf einer nun zu Ende gehenden, beruflichen Reise.
Morgen sollte der Heimflug sein.
Mit dem Jeep würden sie mit ihrem Gepäck nach Medan gebracht werden.
Dann – mit Zwischenaufenthalt, mehrere Stunden auf dem Airport in Singapur – würde er, im großen Flugzeug und über elf Stunden in der Luft, seinem Leben, das er vor sechs Wochen zurückgelassen hatte, mit jedem Kilometer wieder näher kommen.

Würde, sollte …
Ganz plötzlich überfiel ihn der Gedanke, diese Rückkehr würde nicht stattfinden.
Einfach so, phantasiert.
Es müsste nichts Dramatisches passieren, um ihn davon abzuhalten, in sein bisheriges Leben zurückzukehren …
Es ging nur darum, dass er - als Faktum, als Tatsache, als Gegebenheit , als Verfügtheit - sein bisheriges Leben nicht mehr hätte, nicht mehr wieder haben könnte.

Vor zwei Wochen hatte sie seinen 40. Geburtstag hier gewürdigt.
Auf dem Rückweg von einem Besuch in einem Dorf, irgendwo in den Bergen von Nord-Sumatra.
Sie hatten – Punkt Mitternacht – angehalten mit dem Jeep, auf einer Bergstraße, ihn beglückwünscht, umarmt, ihm gesungen, bevor sie weiterfuhren.
Alles - für ihn - mit dem Gedanken, bald wieder zu Hause zu sein.
Und sich Zuhause fortan zu erinnern an diesen besonderen, runden Geburtstag – so fern von seiner Lebensverortung, von seiner Frau, den Töchtern, der Familie … von Allem.
Und übermorgen nun würden die seit sechs Wochen ausgetauschten Welten für ihn wieder an ihren richtigen Platz gerückt sein.

Wäre.
Würde.
Sollte.

Was aber, wenn nicht.
Wenn es diese Anknüpfung, Heimkehr, Rückkehr nicht mehr gäbe.
Wenn sein Leben zweigeteilt, zerteilt sein würde.
Das alte Leben gelöscht, passé.
Und eine weitere Lebenszeit von nun an nur noch hier.

Er dachte den Gedanken nicht weiter im Sinne von: Wie sollte das gehen?
Wie sollte das praktisch funktionieren?
Nur das Faktum an sich – dieser Bruch, ein zweites nach dem ersten Leben – stand ihm im Sinn.
Wie ein Filmwechsel.

Schmerz, Trauer, eine reelle Angst oder Panik stieg nicht weiter in ihm auf, denn dafür gab es ja keinen realen Grund.
Ein bizarrer Gedanke ist ein bizarrer Gedanke – Punkt.

Das Quaken der Frösche im Garten da draußen ebbte langsam ab.
Der Zeiger der Uhr war weiter gerückt.
Er wischte das zuvor Gedachte wieder beiseite.
Mit einem Kopfschütteln stand er auf.

Und doch nahm er etwas davon mit in die kommende Nacht und in den Schlaf.
17 ½ Flugstunden fern von zu Hause.
Irgendwo im Nirgendwo .
Zwischen Hier und Dort.

Erst am nächsten Tag, im Flugzeug über den Wolken, kam ihm noch einmal ein Nach-Gedanke.
Wie es wohl wäre, wenn er als Fremder plötzlich zu Hause vor der Tür stünde.
Wenn die Rückkehr als Rückkehr der eigentliche Traum wäre.
Und es dort, wo er hinkam, gar kein vorheriges Leben für ihn und mit ihm gegeben hätte.

Er schaute aus dem Fenster und dann auf den Monitor vor seinem Sitz.
Auf dem Bildschirm - in Schuhkartongröße und in Simulation - konnte er sehen, wo das Flugzeug sich gerade im Überflug befand.
In welche Richtung es flog.
Und wie weit entfernt er noch, aber immer näher kommend, seinem Zuhause nun war.
Nach seiner Ankunft am Flughafen – seine Frau und die Töchter umarmten, herzten und drückten ihn , er war wieder Zuhause - kam ihm seine Verortung der letzten sechs Wochen schon wieder merkwürdig weit weg vor.

Die Post, die sich zwischendurch – an ihn adressiert – angesammelt hatte, schaute er erst am nächsten Tag durch.
Darunter ein Brief, den er - jetlagged gestimmt – so wie einige andere Umschläge, noch nicht öffnete, sondern lustlos erst mal beiseite legte.

3.



Sie öffneten die beiden Briefe, die sie bekommen hatten.
Der eine fischte den seinen aus dem in der Garderobe abgelegten „Winterjournal“ heraus, wo er zwischen den Seiten gesteckt lag und darauf wartete, geöffnet und gelesen zu werden.

Der andere, nachdem er wieder einigermaßen zu Hause angekommen war und der Jetlag sich gelegt hatte, nahm ihn vom Schreibtisch, auf dem er, mit der übrigen Post der letzten Wochen und den Zeichnungen und Plänen der Reise, noch lag.

Dass sie beide Empfänger dieser Briefe waren, wussten sie zu diesem Zeitpunkt nicht.
Sie hatten seit vielen Jahren keinen Kontakt mehr, hatten sich auf ihren Lebenswegen voneinander entfremdet, aus den Augen verloren.

Im Brief fanden sie, handgeschrieben auf einem gefalteten Stück Papier, folgende Sätze:

Sucht mich nicht.
Sucht euch selbst.

Und darunter:

Es gibt immer nur
das beständige Hineingehen
ins ewige Jetzt.

Die Handschrift erkannten sie.
Es war die ihres Bruders.
Zu dem sie ebenfalls, wie zueinander, schon seit Jahren den Kontakt verloren, ihn auch nicht weiter gesucht hatten.
Ihr Bruder …

Auf der Rückseite aber war die Kopie eines Zeitungsartikels.
Auf einem Foto sahen sie ihn.
In einem Ausstellungsraum, einer Galerie wohl.
Fotos, Bilder, Texte an den Wänden.
„Richtungen – Impressionen aus dem Big Apple“ lasen sie als Überschrift.
Und darunter, unter dem Foto, der Text.
„Als eine Art „Vorläufiges Vermächtnis“ möge man die Ausstellung verstehen, die uns Bilder und Texte des Künstlers, Autors und

Weltenbummlers W.G. zugänglich macht und nun noch einmal der Öffentlichkeit präsentiert werden.
Tief eingetaucht ist er in die Stadt, die ihn so magisch anzog, und ihn immer wieder zu sich rief – die Bilder, Fotos, Texte und Notizen der Ausstellung spiegeln es auf faszinierende Art wieder. Sie führen uns in verschiedene Richtungen, tauchen ein in Räume und Zwischenräume, nehmen uns mit hinein ins Labyrinth des Big Apple – so sehr, dass man meint, die Stadt, das Dort-Sein, augenblicklich selbst zu erleben.
Er selbst schrieb vor seiner letzten Reise:

New York ist eine uneindeutige Stadt
So uneindeutig und komplex wie das Leben selbst.
Ich möchte diese Stadt atmen, so wie das Leben selber ein Atmen ist.
Ich möchte die Uneindeutigkeiten und Komplexitäten - also das pralle, bunte Leben - durch mein Dort-Sein erleben, sehen, an mich ranlassen, in mich aufnehmen.
Was ich nicht tun will:
Sie deuten.
Mich verengen.
Sie durch eine bestimmte Brille sehen.
New York ist eine "Tür".
Ich möchte durch diese Tür mit dem Anfängergeist des ZEN hindurchgehen.
Mein Wunsch:
Offen zu sein.
Offen zu bleiben für das Kommende.
In einem ZEN-Büchlein lese ich:
Es gibt immer nur
dieses unablässige Hineingehen
ins Ewige Jetzt!“

Der Zeitungsartikel selbst, sie schauten nach einem Datum, war ein halbes Jahr alt, also nicht mehr aktuell.
Den genauen Ort bzw. den Namen der Galerie konnten sie dem kopierten Zeitungsartikel nicht entnehmen.
Ihre Blicke wanderten noch einmal zu dem Foto, noch einmal zu ihrem Bruder, wie er da stand, etwas verlegen lächelnd, in diesem Raum, dessen Wände mit dem bestückt waren, was er teilen wollte, zeigen – von sich, seinem Erleben, dieser Stadt.

Er hatte sich nicht groß verändert, seit sie ihn das letzte Mal, vor Jahren, gesehen hatten.
Zumindest äußerlich.
Immer noch die langen Haare, der dünne Bart, der wache, freundliche Blick.
Und der leicht ironische Zug um seine Mundwinkel …

Sie brauchten beide, völlig überrumpelt, überrascht, verwirrt durch das, was sie in den Händen hielten, Minuten, um ihre Gedanken in eine einordnende, verstehende Richtung zu bringen.
Beide Briefe hatten als Absender nur die Angabe „Judith aus Berlin“ , aber darüber hinaus gab es keine erklärenden Zusätze
Nur die handgeschriebenen Sätze und den fotokopierten Zeitungsartikel der Ausstellung.
Kein weiterer Hinweis.
Keine Erklärung.
Nichts, das ihnen half, auch nur ansatzweise zu verstehen, was um Himmels willen sie da in den Händen hielten.

Sucht nicht mich.
Sucht Euch selbst.
Es gibt immer nur das beständige Hineingehen ins ewige Jetzt.

Der eine legte nach einer Weile diese rätselhafte Post beiseite und schaute lange aus dem Fenster , wo das diesige Wetter da draußen mit dem Zustand in seinem Kopf korrespondierte, nach irgendeinem Packende des Verstehens suchend …
Der andere schüttelte nur den Kopf und widmete sich den anderen Sachen, die mit der Post noch gekommen waren, und legte das soeben Gelesene wieder neben die Skizzen, Pläne und Entwürfe, die er von seiner Reise mitgebracht hatte.

4.



Die nächsten Tage vergingen.
Das Rätsel der beiden Briefe blieb.
Nistete sich ein in den Köpfen der beiden, die sie empfangen und nun gelesen hatten..
Der Dritte also, ihr Bruder.
War er gestorben... und wenn ja, wann wo und wie?
Der Artikel über seine New-York-Ausstellung sprach von einem „Vorläufigen Vermächtnis“, was immer das bedeuten sollte, gab aber keine weiteren Hinweise.
Alles, was sie wussten, war, dass er zuletzt in Berlin lebte.
Und dort wohl auch sein Lebensumfeld und seinen Wirkungskreis hatte.

Er war der Mittlere der Drei, der seinen eigenen, für sie nicht immer einsichtigen Weg gegangen war.
Immer schon, so erinnerten sie sich an die gemeinsame Zeit ihrer Kindheit und Jugend, war er der, der sich nicht festlegen wollte, sich vielleicht auch nicht recht entscheiden konnte, unschlüssig wirkte.
Während sie selbst nach der Schule und einem Studium ihren Weg gegangen waren – Therapeut und Analytiker der Eine, mit eigener Praxis , mittlerweile im Ruhestand, zweimal geschieden, nun seit Jahren allein lebend mit seinen Büchern, seinem stets gut gefüllten Weinkeller und einem mittlerweile in die Jahre gekommenen Kater namens „Freud“, Architekt der Andere, mit Familie, aber oft auf Reisen und involviert in manche Bauprojekte, auf die er stolz war – blieb der Dritte mit seinem Leben und Tun wenig greifbar, verschwand zwischendurch immer mal wieder aus ihrem Blick, machte sich rar, blieb der Undurchschaubare von ihnen….

Doch letztlich waren sie alle drei ihre Wege gegangen, in verschiedene Richtungen, hatten sich entfremdet, aus den Augen und aus dem Blick verloren.
Seit Jahren.

Sucht mich nicht.
Sucht Euch selbst.

Was das nun wieder war.
Als Hinterlassenschaft, handgeschrieben.
Und wie aus dem Nichts kommend, bei ihnen gelandet.
Von einer „Judith aus Berlin“ geschickt.

Wer bitte ist diese Person?
Und was hat sie mit dem Bruder und den Inhalten der beiden Briefe zu tun?

„Eine Tür ist zugefallen. Eine andere Tür hatte sich geöffnet. Du bist in den Winter deines Lebens eingetreten."
Er las diese letzten Sätze des „Winterjournals", dieses autobiografischen Buches von Paul Auster. Einem Buch, in dem dieser seiner Präsenz an den verschiedensten Orten seines Lebens nachgegangen war.
Sie zu einem Buch gemacht hatte.
Das er irgendwo in New York, im Stadtteil Brooklyn, auf seiner Schreibmaschine, die er benutzte und an der er hing, geschrieben und dann mit eben diesen Worten beendet hatte.
In New York, dieser Stadt, die sein Bruder mit der Ausstellung seiner Bilder, Fotos und Texte als Teil seiner selbst, als Teil seines Lebens, noch einmal versetzt verortet und anschaulich präsentiert hatte …

Er schaute auf die Uhr und entschloss sich, das Buch – in der Woche zuvor gelesen – zur Bibliothek zurück zu bringen.
Minuten später war er auf der Straße und ging schnellen Schrittes den ihm vertrauten Weg.
Im Gehen aber ertappte er sich plötzlich dabei, es gerade unnötigerweise viel zu eilig zu haben.
Er verlangsamte abrupt seinen Gang.
Drosselte sein Schritttempo.
Entschleunigte sich.
Und schmunzelte bei der Vorstellung, dass es die Menschen in den großen Metropolen, wie New York oder Tokio scheinbar alle immer irgendwie eilig hatten, an ihr Ziel zu kommen,- schnell schnell ! - egal in welche Richtung sie sich im Großstadtgewimmel gerade bewegten.
Ja, die Menschen in ihrem Großstadt-Kosmos waren in der Regel alle immer irgendwie eilig unterwegs, forschen Schrittes, zielstrebig, selten schauten sie auf in ihrem Unterwegssein.
Anders als die Touristen, die sich ständig umblickten, stehenblieben, nach oben guckten, damit beschäftigt waren, sich zu orientieren, nichts zu verpassen, alles in sich aufzunehmen …

Als er ankam, gab er heute nur das Buch zurück.
Und verließ die Bibliothek sofort wieder, ohne sich - wie sonst – erneut in ihr umzutun.

Ein Fax kam, an anderer Stelle.
Aus Medan, Sumatra … abgesandt nach dortiger Uhrzeit morgens gegen 10.
Hier am Nachmittag, kurz nach 17.00 Uhr.
Aus einem Architektenbüro..
Verschickt von einem Team, mit dem er, vor nun fast zwei Wochen, noch zusammengesessen hatte, im Austausch über Skizzen und Pläne …

Der Neubau eines neuen Krankenhauses, oberhalb des Toba-Sees , in der Provinz Utara., ca. 30 km südwestlich, in einer zutiefst ländlichen Gegend mit wenigen dörflichen Ansiedlungen ringsum.
Das war das Projekt, zu dem er angereist war.
Das ihm am Herzen lag
Und in das er sich – zusammen mit zwei weiteren Kollegen aus seinem Architektenbüro – einbrachte.
Als angefragte Spezialisten aus Deutschland in bestimmten Fragen der Statik , effektiver Raumgestaltung und passender Materialverwertung.
Nach monatelangen, kooperativen Vorbereitungen, Verhandlungen und Vorsortierungen.

Er las das Fax, nickte zu dem, was er sah und fürs Erste erfasste.
Und legte es auf den Stapel zu den anderen Projekt-Unterlagen.

Ein Krankenhaus.
Zwei alte, heruntergekommene hatte er bei seinem Aufenthalt im Norden Sumatras ja selber besucht und besichtigt.
Der Gedanke daran kam ihm, noch einmal und im Nachhinein, bizarr vor.
Er sah sich erneut dort durch die Flure und Räume gehen.
Die Patientenzimmer, ärmlich karg, mit alten Bettgestellen, dünnen Matratzen, bescheidenen Sanitär-Ecken.
Die Räume, das Mobiliar und Instrumentarium, das den Ärzten, den Schwestern Pflegern und dem Personal zur Verfügung stand und in dem sie sich täglich bewegten.
Schließlich die Behandlungszimmer und Operationssäle.
Es kam ihm, gemessen an unseren Standards, vor, als wäre er zurückversetzt in das, was in Deutschland in den 50er und 60er Jahren in Krankenhäusern zu finden war.
Und was er nur von Fotos, aus Büchern und Dokumenten kannte.

„Um Himmels willen“, dachte er dort immer wieder, „bitte jetzt-hier nicht krank werden, nicht verunglücken, nicht hilflos werden - und zur Behandlung in ein solches Krankenhaus müssen!“

Nicht erst am Tag vor der Abreise also überkam ihn, eben dort , das doch erschrockene Bewusstsein, wie fern er gerade – 17 ½ Flugstunden weit – von seinem bisherigen Leben und der gewohnten, vertrauten Welt zu Hause in Deutschland war.

5.



Sucht nicht mich.
Sucht euch selbst.

In der folgenden Woche, nachdem sie – unabhängig voneinander - die beiden Briefe empfangen und gelesen hatten, sie nicht mehr beiseite legen konnten in ihren Köpfen, ihren Gedanken, ihrem Enträtseln-Wollen, suchten sie nun tatsächlich einander.
Nach all der Kontaktlosigkeit und Entfremdung der vergangenen Jahre.
Ein Impuls, der ihnen beiden kam.

Sie telefonierten zunächst, um dem anderen irritiert und aufgewühlt von dem Brief zu erzählen, und waren völlig überrascht, dass der jeweils andere ebenfalls – synchron – vor ein paar Tagen die gleiche Post erhalten hatte.

In welche Richtung soll's denn nun gehen?
Es gibt immer nur das unablässige Hineingehen ins Ewige Jetzt.

Sollten sich diese Sätze irgendwie zu einem Sinn fügen, noch wie ein unklares Hintergrundrauschen, etwas wirken, etwas verfügen, in eine bestimmte Richtung ziehen?

Sie trafen sich, nachdem sie zuvor telefoniert hatten, vor dem Dom.
Nach all den Jahren.
Erkannten sich natürlich sofort, winkten einander, gingen aufeinander zu.
In verschiedenen Stadtteilen – links vom Rhein der eine, rechts-rheinisch der andere – hatten sie sich verortet, Wurzeln geschlagen., sich mit ihrem Leben eingerichtet.
In einem eigenen Haus, modern und großräumig, am Rande der Stadt, in einem ruhigen Viertel der Besser-Betuchten, wo sich die Kinder auf ihren Wegen zu Schule und Kindergarten nicht durch den Verkehr des Stadtkerns bewegen mussten, das Büro „Geh-Bauten. Architektur" für ihn nicht weit war, seine Frau sich um die Kinder, das Haus und den Garten kümmerte.
Und in einer Altbauwohnung, innenstadtnah, bibliotheksnah, im zweiten Stock, mit Blick auf die Türme des Doms, einem Balkon, und Räumen, vollgestopft mit Büchern, in den Regalen, auf dem Boden, den Ablagen, in den Raumecken … zwischen denen „Freud" sich immer wieder seine Plätze suchte.

Sie gingen in ein Café, ganz in der Nähe des Doms.
Setzten sich in eine ruhige Ecke, um ungestörter zu sein.
Bestellten einen Kaffee und ein Wasser.
Und schauten sich an.
Schauten sich in die Augen.
Das erste Mal, nach so langer Zeit, wo sie sich nicht mehr gesehen und gesucht hatten, der Kontakt abgerissen war.

Was sahen sie im jeweils Anderen in diesen ersten Minuten?
Welche Gedanken kamen ihnen?
Wie fühlten sie sich, nun den Blicken und Empfindungen des jeweils anderen ausgesetzt?
Und wie anfangen, wie den Faden aufnehmen, der wieder zueinander führt?

Schon komisch, dachten sie beide, jeder auf seine Art, wie vertraut sie einander doch geblieben sind, den Jahren zum Trotz, wo sie zuerst kaum, dann gar keinen Kontakt mehr miteinander hatten.
Vorgefallen war eigentlich nichts, kein Streit, keine Entzweiung nach irgendeinem Konflikt.
Die Wege, die jeder ging, mit seinen Bezügen, seinem Umfeld, seinen Verpflichtungen, verorteten sich einfach in verschiedenen Welten, die sich nicht mehr weiter berührten.
Und obwohl sie in einer Stadt lebten, waren sie sich auch nicht weiter über den Weg gelaufen.

Schnell kamen sie ins Erzählen, von sich und ihrem Leben.
Überbrückten die entstandene Lücke.
Waren – nun so vis-a-vis – neugierig, voneinander zu hören und sich selbst mitzuteilen.
Der eine, der sich als Architekt beruflich der Gestaltung und den Entwürfen äußerer Lebens- und Wohnräume verschrieben hatte.
Der andere, der beruflich als Therapeut und Analytiker ein Leben lang immer wieder eingetaucht war in die menschlichen Innen-Räume, der menschlichen Seele und Psyche zugewandt.
Doch bei allem Erzählen waren sie nun immer und immer bei den beiden Briefen und der Frage, was das nun wohl alles zu bedeuten hatte, wo und wie sie ihrem Bruder nun noch einmal nachforschen und damit vielleicht besser verstehen und begreifen konnten.

Und aus dem „Sucht nicht mich. Sucht Euch selbst!“ wurde nach dieser Wiederbegegnung ein merkwürdiger Knoten, ein merkwürdiges Ineinander - und Miteinander-Verwobensein.
Wie immer sie in verschiedene Richtungen gegangen waren, auf ihren jeweiligen Lebenswegen.

Aber wer, bitteschön, ist diese Judith, die ihnen die Briefe zugeschickt hatte?

In den kommenden Wochen, nach ihrem ersten Wiedersehen im Café am Dom, nachdem ihr Bruder so plötzlich wieder da und zugleich offensichtlich nicht mehr da war, tot vielleicht und zugleich in ihrer suchenden Wahrnehmung unerwartet zurückgekehrt und auferstanden, trafen sie sich erneut, mehrmals in der kommenden Zeit, einmal die Woche, meistens am Mittwochvormittag.
Immer in diesem Café am Dom.
Im Herzen der Stadt am Rhein.
Mit Blick aus dem Fenster, auf die Domplatte und die Passanten, Touristen, Bettler, Besichtigungsgruppen, auf die ins Domportal gehenden und wieder herauskommenden Menschen …

Sie öffneten sich also wieder füreinander, fragten, erzählten.
Und holten noch einmal viel hervor aus ihren früheren gemeinsamen Jahren, ihrer Kindheit und Jugendzeit, dem Elternhaus.
Und in alldem wurde ihr Bruder noch einmal präsent, bekam Gesicht, Stimme, Kontur.
Der Dritte.

Sie verabredeten sich erneut für die kommende Woche und gingen wieder auseinander.
Es behagte beiden.
Nur der Dritte fehlte von Mal zu Mal mehr.

Bevor sie sich wiedersahen, gab es nun in der folgenden Woche für beide etwas, über das sie beim kommenden Mal redeten.

Eine Beerdigung und eine Trauerfeier war es für den einen.

6.



Ein alter Weggefährte, ebenfalls Analytiker und Therapeut, war gestorben, mit 85.
Er kannte ihn aus früheren Tagen und hatte von seiner Demenz gehört und davon, dass er nun in einem Altenheim seine letzte Lebenszeit verbracht hatte.
Seine Frau war schon Jahre zuvor gestorben, er hatte sie mal flüchtig kennengelernt, auch das lag schon länger zurück.
Und nun kam die Traueranzeige.
Mit Ort und Uhrzeit der Beisetzung und Trauerfeier, auf einem evangelischen Friedhof.
Seine Kinder und Schwiegerkinder waren es wohl, die als Kondolenz-Adresse angegeben waren.
Versehen mit dem Zusatz: „Wir bitten, von Beileidsbekundungen am Grab abzusehen".
Und oben, auf der Trauerkarte, stand kein Spruch, kein Bibelwort – stattdessen ein Foto von in den Horizont hinein sich verlierenden Fußspuren eines Menschen.

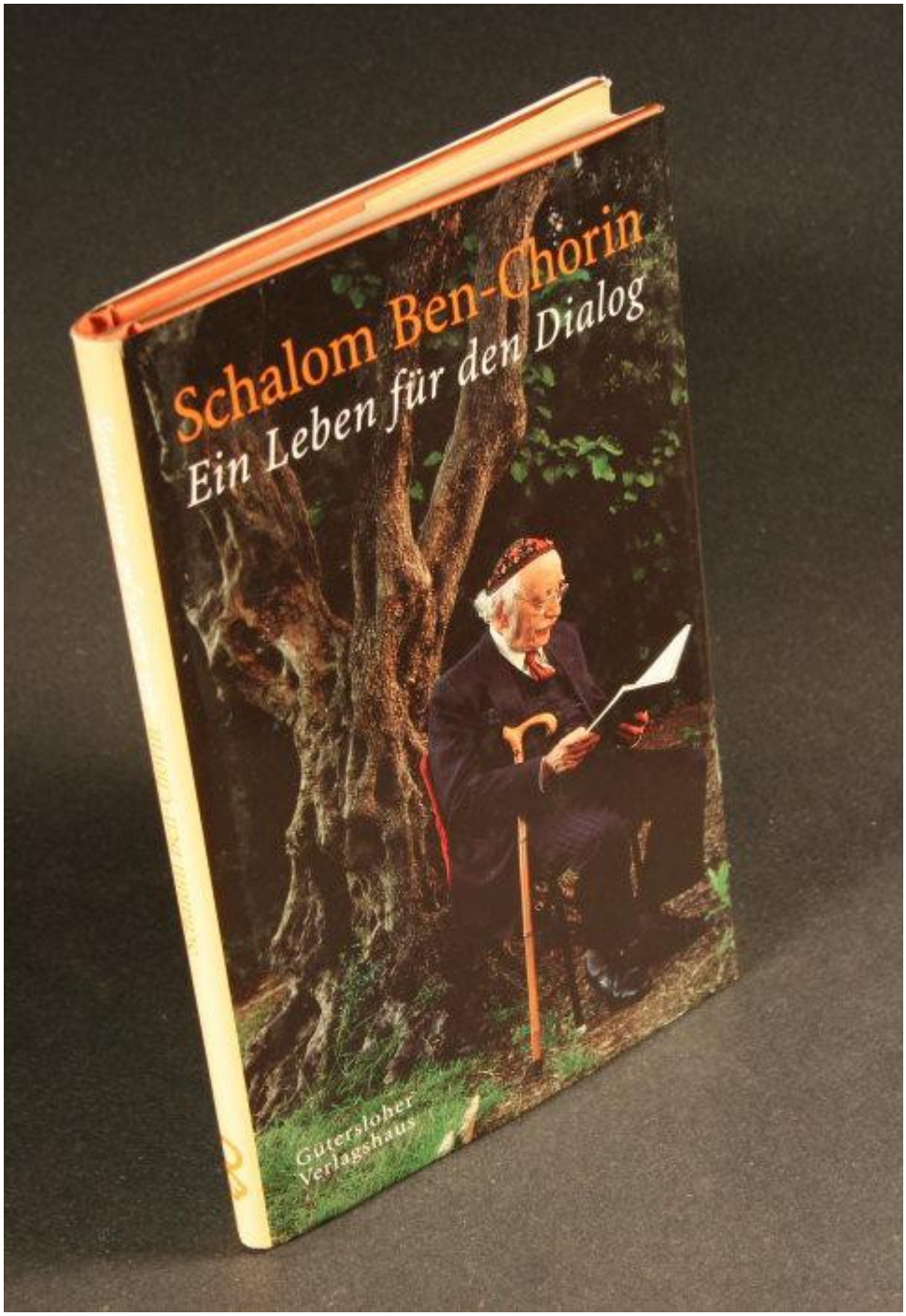
Er ging hin, obwohl er, was das kirchliche Begräbnis, einen kirchlichen Ritus anging, eher reserviert war, dem Glauben und der Kirche entfremdet, nichts erwartete, was ihn berühren oder womit er sich identifizieren könnte.
Abgesehen von den üblichen Floskeln, Sätzen, Besinnlichkeiten über die Endlichkeit, die Zeitlichkeit und Begrenztheit unser aller Leben.
Aber die frühere Verbundenheit und Bekanntheit mit einem seiner Zunft, veranlasste ihn, an der Beisetzung teilzunehmen.

Die Trauerfeier begann, die Trauerhalle war nur halb gefüllt, ihm bekannte Gesichter sah er nicht.
Wie erwartet, vollzog sich das übliche Ritual.
Ein noch junger Pfarrer, nicht unsympathisch, kam durch die Tür.
Begrüßte freundlich und mitfühlend, soweit das ging – diese Herausforderung kannte er als Therapeut ja auch – die Familie und die Anwesenden.
Er las einen Psalm, sprach ein Gebet, kündigte an, dass auf Wunsch der Familie nicht gesungen würde.
Stattdessen wurden zwei Lieder über eine kleine Anlage abgespielt.
Wenn es bloß nicht so Klischee-behaftet wäre, dachte er, als Frank Sinatras „I did it my Way" ertönte …

„The Long and Winding Road“ von den Beatles gefiel im schon besser und er fand es ganz passend, diesen Song über die lange und kurvenreiche Straße des Lebens.
Nach gut 30 Minuten war die Trauerfeier vorbei.
Es folgte der Gang zum Grab.
Das Niederlassen des Sarges in die Erde.
Eine Aussegnung und ein Vater-Unser.
„Aus unserem eigenen Leben und unserem eigenen Alltag sind wir hier zusammengekommen. Und in unser eigenes Leben und unseren Alltag werden wir auch nachher wieder zurückkehren …“ - das waren die Eingangsworte des Pfarrers gewesen.
Und nun war es soweit.
Er ging die Schritte zum Friedhofseingang zurück, nachdem er am Grab gestanden hatte, Kondolenzen waren ja nicht weiter erwünscht, und tauchte wieder ein ins Leben der Stadt, außerhalb des Friedhofs mit den Gräbern derer, die den Lebenden etwas voraus haben.
Und die alle schon da sind, wo die Meisten sind – diese Formulierung hatte er mal gehört und fand sie treffend, weil so nüchtern relativierend, was das Verhältnis der Lebenden und der Toten auf dieser Erde betrifft …

Bevor er den Friedhof verließ, ging er aber doch nochmal in die Kapelle, traf dort den Pfarrer noch an, der sich gerade umzog und anschickte, ebenfalls zu gehen.
Und er fragte ihn nach einem Text, den dieser gegen Ende seiner Ansprache gelesen hatte.
Und der ihn – wider alle Erwartung – berührt und in ihm resonanzt hatte.
Der Pfarrer freute sich über die Nachfrage, griff in seine Tasche und gab ihm das, wonach er gefragt hatte – als ausgedruckten Text und als Besinnung auf seinem Rückweg vom Ort der Toten in sein eigenes, weiteres Leben.

7.


Schalom Ben-Chorin
Ein Leben für den Dialog
Gütersloher Verlagshaus

Als sie das nächste Mal im Café am Dom zusammensaßen, es waren nun 1 ½ Monate vergangen, seit sie beide – so unvermittelt und unabhängig voneinander – die beiden rätselhaften Briefe bekommen hatten, saß der Dritte irgendwie mit am Tisch.
Präsent in seiner Abwesenheit.
Stumm und rätselhaft mit ihnen redend.
Irgendetwas auf den Weg bringend – nur was?

„Hier hör Dir das mal an“, sagte der eine, nachdem sie heute zunächst eher wortkarg in den ersten Minuten beieinander saßen.
„Ich hab’ es gehört und mitgebracht von einer Trauerfeier letzte Woche. Der Pfarrer hat’s gelesen. Und es hat mich berührt. Er gab’s mir, als ich ihn auf dem Rückweg vom Grab danach fragte.“

Der andere nahm das Blatt und las:

Was sind wir, Gott, mit unserem Leben
auf dieser Erde?
Und was sind wir am Ende gewesen?

Was ist uns geglückt,
was war Lieben und Lachen und Freude?
Und was war dunkel und rätselhaft,
missglückt
und leidvoll in unserem Leben?

Wofür sind wir dankbar?
Und was hätten wir uns hier und da
anders gewünscht?

Welche Träume haben wir geträumt?
Welche Lasten getragen?

Und was wissen wir am Ende voneinander?
Warum sind wir so, wie wir sind?
Und warum sind wir so geworden?

Ja, Gott,
wir wissen nicht, woher wir kommen,
wir wissen nicht wohin wir geh'n.

Wir sind
von Deiner großen Hand genommen.

Wir sind die Frage.
Du bist das Versteh'n“

Der andere las es, schaute einen Augenblick wie ins Leere, las es noch einmal.
„Gott?“, sagte er, „Dein Freud hat ihn Dir doch wohl vertrieben, oder?“
Er gab seinem Analytiker-Bruder das Blatt zurück und ergänzte:
„Aber der Rest gefällt mir …“
„Mir eben auch“, sagte der, steckte das Blatt gefaltet wieder in sein Jackett und ließ die Frage nach Gott unbeantwortet.

„Doch ich habe auch etwas, was ich mit Dir teilen will“, sagte der andere, “Hör es Dir an und stell' Dir vor, ich läge auf Deiner Couch“.
Und nach einem kurzen Augenblick der Stille fuhr er fort:
„Ich habe Dir ja erzählt, dass ich dienstlich in Indonesien war, das Krankenhaus-Projekt …
Grundsätzlich lief alles gut, ich habe die sechs Wochen so weit weg durchaus genossen, in der Sache sind wir weitergekommen.
Nur am Abend vor der Abreise überfiel mich ein merkwürdiger Gedanke.
Ich saß im Gästehaus, draußen quakten Frösche und machten einen unheimlichen Lärm.
Und unheimlich, wenn auch bizarr, war dann, was erst ein bloß verrückter Gedanke war, mich dann aber in der Nacht noch im Traum verfolgte:
Ich stellte mir vor, ich käme nicht mehr zurück.
Mein erstes Leben hier gäbe es nicht mehr.
Es wäre wie ein Film gelöscht.
Oder selbst nur ein Traum gewesen, Maya, Illusion.
Von nun an käme ich nicht mehr zurück in das bisherige Leben.
Und hätte nur noch ein Weiteres – fast 10.000 Kilometer von hier.
Nur noch das …“
Er holte einen Augenblick Luft und fuhr fort:
„Und seitdem verfolgt mich dieser Traum nun immer wieder, nur noch gesteigert, als Albtraum, in dem ich gefangen bleibe, in einer ständigen Wiederholungsschleife.

Ich sehe mich dort, absolut hilflos, finde keine Verständigung mit den Menschen, die ich anspreche … sie verstehen mich nicht, ich spreche ihre Sprache nicht und sie nicht meine.
Verzweifelt laufe ich durch die Straßen, spreche, rufe, schaue in Gesichter, die mich nicht verstehen, erreiche niemanden, ernte im Gegenteil zunehmend Gelächter, Spott und Hohn, weiß nicht mehr, wohin mit mir.
Und schließlich werden meine Schreie gar nicht nicht mehr laut, so sehr ich auch zu schreien versuche … bis ich schweißgebadet aufwache …“

Als die Bedienung eine gute Stunde später kassierte und ihre Sachen abräumte, sie ihre Jacken anzogen und nach draußen traten, verdichtete sich in beiden das Gefühl, nein, die Notwendigkeit, die Spuren ihres Bruders und das Mysterium der rätselhaften Post irgendwie weiter zu verfolgen und dahinter zu kommen, was das alles zu bedeuten hat, was ihnen da gerade passiert …

Sie verabredeten, nun unbedingt irgendwelche Packenden, Ansätze, des Verstehens, ja Türen zu finden, durch die sie hindurchgehen könnten.
So standen sie mitten in Köln, unter einem zunehmend frühlingshaften Himmel, der Winter schien allmählich vorbei, und dachten über viele Kilometer hinweg in zwei verschiedene Richtungen:
Berlin hieß die eine, New York die andere.

Dann aber gingen sie erst einmal kurze Wege.
Der eine in die Innenstadt, um für seine Frau ein Geschenk zum anstehenden Geburtstag zu kaufen … und ein Einschlafmittel aus der Apotheke.
Der andere aber, dem Freud – so schien es ihm selbst – Gott vertrieben hatte, ging über den Domplatz dem Eingangsportal entgegen.
Ging hinein.
Tauchte ein in die Weite und Höhe des Sakralraums.
Hörte, dass wohl gerade eine Messe in einem Seitenschiff gehalten wurde.
Sah die anderen Besucher – Einzelne, Paare, kleine Grüppchen.
Ging ein bisschen herum.

Bis er schließlich, rechts von sich, eine kleine sakrale Nische sah, mit drei Bänkchen und dem Blick auf ein paar heilige Figuren und Bilder.
Er sah, dass man eine Kerze anzünden konnte.
Und dies tat er.
Setzte sich.

Und hatte das Gefühl, das einer hinter ihm stand.
Ihn zumindest beobachtete.
Ihn kannte.
Und kurz darauf weiterging …

Als er dann, später, wieder zu Hause war, die Tür zu seiner Wohnung öffnete, und sein Kater ihm zur Begrüßung sofort entgegenlief und um seine Beine strich, sagte er, beim Ausziehen seiner Jacke, schmunzelnd zu ihm:
„Sieh's mir nach, mein lieber Freud, wenn ich gerade vielleicht doch etwas nach Weihrauch rieche …"

8.



Ein Packende fanden sie, vielleicht so etwas wie eine sich doch noch öffnende Tür zum Verstehen, als kurz vor dem Osterfest ein weiterer Brief bei ihnen ankam …
Es war ein Frühlingsmorgen, der Himmel blau, die Sonne schon vor dem Mittag recht wärmend, als sie die Post, wieder jeder für sich, öffneten.

Ein weiterer Brief, wieder abgesendet von „Judith aus Berlin".
Der Name einer Frau, die sie nicht nicht kannten und der ihnen nichts sagte.
Im Brief, den sie herauszogen, entfalteten und lasen, mit einer Schreibmaschine getippt, offensichtlich kein Computerausdruck, stand:

„Auf diesem Wege ein Hallo von Unbekannt zu Unbekannt
und ein Gruß aus Berlin …
Noch einmal bekommen Sie Post im Auftrag Ihres Bruders, der sich damit, wie soll ich sagen, wohl unerwartet und unvermittelt, in ihr Leben mischt.

Was in der ersten Post stand, weiß ich übrigens nicht.
Der Inhalt war wohl, vermute ich, etwas Persönliches.
Er hat mir nur die Briefe gegeben, dazu Ihre Adressen in Köln, und mich gebeten, sie Ihnen zu schicken, wenn er – so sagte er - „plötzlich nicht mehr da sei."
Als ich ihn anguckte, sagte er nur: „Frag nicht! Tu's einfach".

Als Galeristin einer Ausstellung „Richtungen - Impressionen aus dem Big Apple", mit Fotos, Bildern und Texten von ihm, die hier in Berlin im letzten Herbst übrigens großen Zulauf und große Resonanz fand, bat er mich also um den Gefallen, es genauso zu machen, wie nun geschehen:
Zwei Briefe – bitte jeweils anonym und ohne greifbaren Absender, nicht mit seinem Namen – den beiden in Köln zukommen lassen, sagte er.

Und dann, rund um Ostern, sollte ich Ihnen nochmal schreiben, mit etwas Abstand zu der ersten Post, was ich jetzt hiermit tue, seinen beiden Brüdern, von denen er mir manchmal erzählt hat.

„Sind sie glücklich mit ihrem Leben? Und mit den Wegen, die sie im Leben eingeschlagen haben?" , sagte er einmal, „mich haben sie wohl immer schwer einschätzen können, und unsere Wege haben sich verloren."

Mit diesem Brief nun soll ich Sie also noch einmal anschreiben, was ich grade tue.
Ich soll Ihnen sagen, dass das Wort „Vermächtnis“, das Sie wohl gelesen haben, bewusst doppeldeutig gemeint sei, was immer das nun wieder heißen soll, aber ich soll es ihnen so mitteilen.
Und dazu eine Adresse in New York, Brooklyn.
Mehr nicht, ohne weitere Erklärung.
Dort scheint er selbst aber nicht zu sein, zumindest haben unsere Nachforschungen nichts ergeben.

So, damit habe ich meinen Part nun erfüllt.
Ein bisschen komisch, das Ganze, aber irgendwie er, der immer wieder auch für uns nicht recht Durchschaubare.

Eine kurze Zeit nach der Ausstellung, es ging auf den Winter zu, haben wir ihn hier tatsächlich nicht mehr wiedergesehen.
Er war weg, von ein auf die andere Woche.
Keine Ahnung, wohin … ob ihm etwas, und wenn ja was, zugestoßen ist.
Oder ob er irgendeine Dummheit gemacht hat.
Oder wieder irgendeiner verrücken Sache nachgeht, die er ausgebrütet hat, ohne es mit uns zu teilen.
Stattdessen: Stille, Schweigen, nicht mehr da.

Wir vermissen ihn, ich vermisse ihn.
Der Rest, was nun mit ihm ist, was aus ihm geworden ist – keine Ahnung.
Vielleicht wissen Sie ja mehr.
Noch einmal also ein Gruß von Unbekannt zu Unbekannt.
Vielleicht hören wir ja nochmal von einander.
Judith“

Als sie es lasen, dachte einer von ihnen daran, dass er es als Analytiker in seinen Berufsjahren oft mit „Spielchen“ zu tun hatte, die seine Klienten und Patienten mit ihm spielten – Versteck-Spielchen, Verwirr-Spielchen, in die sie ihn und sich selbst verstrickten, um nicht zu rühren am Kern eines Problems, einer Erkenntnis, einer Einsicht, was unter Umständen weh getan, an Tiefes , Vergrabenes gerührt, tiefen Schmerz verursacht, sie erst einmal schutzlos und wehrlos gemacht, sie überwältigt hätte – worauf sie sich eben, bewusst oder unbewusst, weiter in eine Verdrängung und Abwehr geflüchtet hatten.

Oft auf kuriose, aber dem Analytiker eben doch durchschaubare, zu bearbeitende Art .

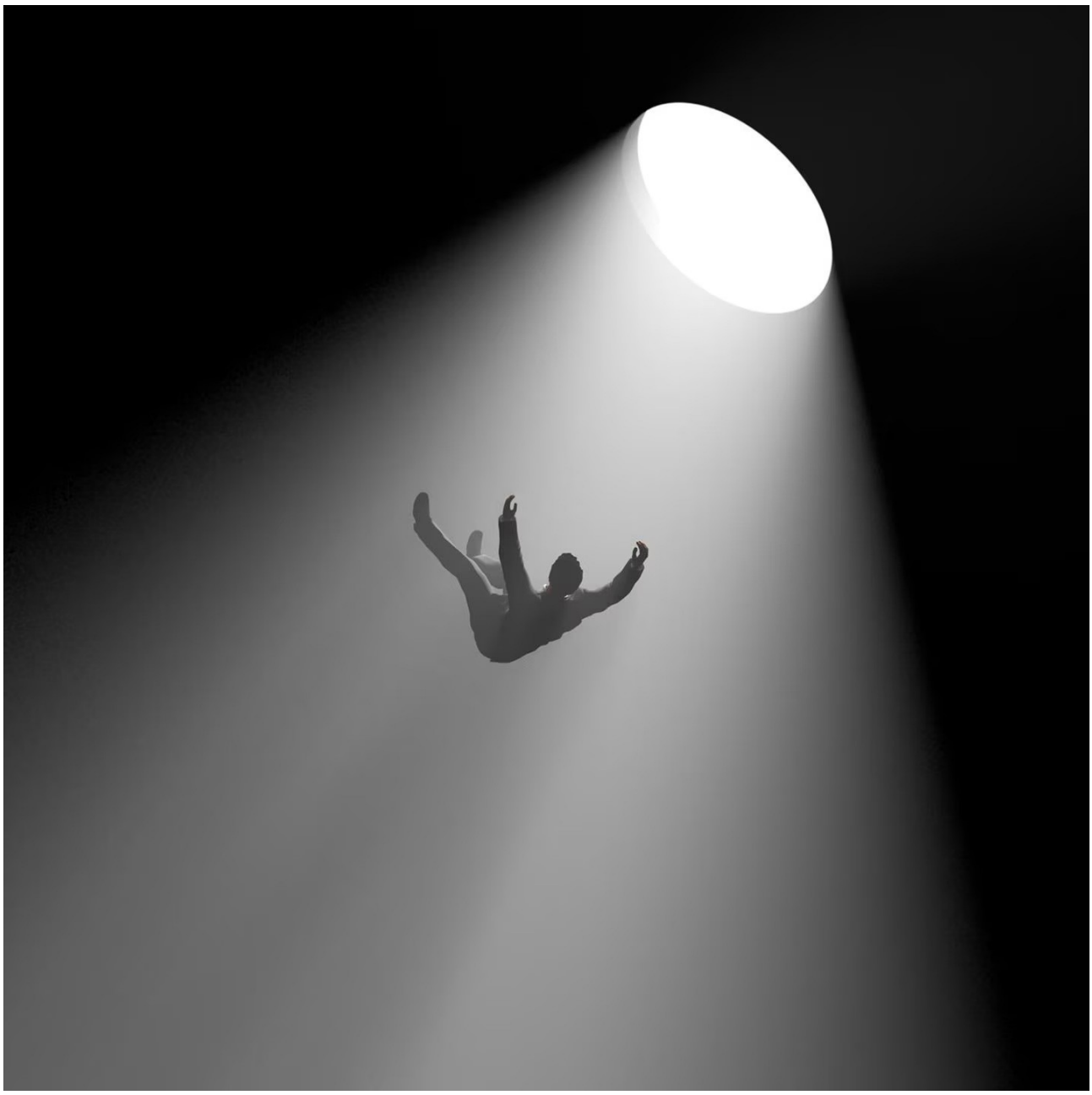
Der andere aber las es und dachte: „Wenn das mal nicht Stoff für eine bizarre Geschichte ist. Man müsste sie aufschreiben und weiterspinnen!“

Es folgten, nach diesem erneuten Postempfang, die Ostertage.
Die der eine mit der Familie an der Nordsee verbrachte.
Und der Andere alleine in seiner Wohnung, mit seinem Kater, einem Stapel Bücher, der ein oder anderen Flasche Rotwein – und dem Beginn einer Erkältung.
Sie hatten noch einmal miteinander vor diesen Tagen telefoniert, sich über die erneute Briefsendung unterhalten, diesmal am Telefon, fast zwei Stunden lang – und mit ein paar Absprachen, in welche Richtung sie nun weiterdenken, suchen und forschen wollten.
Aber erst nach den Festtagen.

Und sie verabredeten sich erneut zu einem Treffen im Café am Dom.
Am Geburtstag ihres Bruders, von dem sie nicht wussten, ob sie seiner nun nur noch post-mortal und in der Erinnerung nahe waren.
Oder ihm doch noch einmal, wo und wie auch immer, begegnen würden und zueinander finden könnten.

Sucht mich nicht.
Sucht Euch selbst.
Was immer mit dem letzten Satz von ihm gemeint war.
Sie konnten beide Sätze nicht mehr voneinander trennen.
Und waren, mehr als es ihnen zunächst bewusst wurde, nicht nur auf der Suche nach ihrem Bruder, sondern tatsächlich auch in Bewegung geraten im Blick auf sich selbst.
Und ihr eigenes Leben.

9.



Bis dato hatten sie sich nun zwar regelmäßig getroffen.
Aber immer nur in dem Café am Dom.
Oder bei einem Spaziergang am Rhein.
Hatten miteinander telefoniert.
Viel geredet, manches einander mitgeteilt, gelacht, diskutiert, Erinnertes hervorgeholt.
Und waren sich dabei wieder nahe gekommen.

Aber es gab eine Grenze, die keiner von ihnen anrührte oder durchbrach.
Und das waren ihre häuslichen, privaten Lebensräume.
Der familiäre einerseits und der solitäre andererseits.
Warum?
Keiner sagte zum Anderen:
Komm mich doch mal besuchen.
Komm uns doch mal besuchen.
Wir treffen uns das nächste Mal einfach bei mir oder bei dir.
Oder bist Du nicht genauso neugierig wie ich, zu sehen, wo und wie ich nun unterwegs bin?

Woran lag es?
Was hielt sie davon ab, dem jeweils anderen Anteil zu gewähren an dem eigenen Zuhause, der eigenen Wohn- und Lebenswelt , ihm Zugang zu gewähren im Aufschließen der eigenen Wohnungstür?

Die familiären Ostertage an der Nordsee waren unglücklich verlaufen.
Er und sie und die Kinder waren unglücklich wieder nach Hause gekommen.
Seit langem schon stimmte vieles nicht mehr im Miteinander .
Sie spürte es.
Er spürte es.
Die Kinder spürten es.
Ihr Lebenshaus war wackelig geworden, instabil, einsturzgefährdet, wie immer die Fassade nach außen aussah und wie immer sie sich bemühten, inhäusig im Alltag, im Getriebe der Aufgaben und Pflichten, in der Erziehung der Kinder, im höflichen Miteinander das Funktionieren aufrecht zu erhalten.
Dies zu spüren, ist das eine.
Es wahrhaben zu wollen, das andere.
Und manchmal, wenn er nachts wieder diesen sich wiederholenden Albtraum hatte, mittlerweile nicht mehr so häufig, aber immer noch, dann erschrak er

darüber, dass ihm tagsüber ein ganz anderer Gedanke, ein ganz anderes Gefühl überkam – spiegelverkehrt sozusagen.
Der Gedanke, das Gefühl nämlich, dass er in Wahrheit gar nicht in der Ferne, weit weg von zu Hause, gefangen war , von dort nicht rauskam, von dort nicht zurückkam.
Sondern dass er umgekehrt im Hier und Jetzt, da wo er war, da wo er sich befand, nicht weg konnte, sich nicht lösen konnte, gefangen war …

Der andere wusste davon nichts, konnte davon ja nichts wissen.
Seit seiner Scheidung vor gut 10 Jahren, einer kinderlosen Ehe, und dem Ende seiner Berufstätigkeit als Psychotherapeut und Analytiker - über Jahre Tag für Tag gefüllt mit unzähligen Sitzungen, Therapiestunden, Klienten-Kontakten und Klientengesprächen, zuletzt mit einem zunehmenden Überdruss -, lebte nun zurückgezogen für sich.
Die Gesellschaft seines Katers war ihm genug.
Kontakte hatte er kaum noch.
Grüßte die Nachbarn freundlich, wechselte hier und da mal ein paar oberflächliche Worte, aber ohne Lust auf weitergehende, tiefere Gespräche.
Die hatte er in seinem Leben, weiß Gott , genug gehabt.
Während Andere vielleicht darunter litten, ein Berufsleben lang immer nur in einem Büro über Akten zu sitzen, oder Tag für Tag an einer unkommunikativen Maschine zu stehen, war sein Bedarf an Mitmenschlichkeit und an Kontakten gedeckt.
Ja, er war seiner vorherigen Berufsrolle überdrüssig geworden, ununterbrochen zuzuhören, sich Tag für Tag einzulassen auf die Befindlichkeiten seiner Klienten, ständig professionell ein aufrechtzuerhaltendes Verständnis zu zeigen, Erwartungen auszuhalten, immer von Berufs wegen Helfer und Kümmerer zu sein.
Sein Kater Freud war eigensinnig, zog sich immer wieder zurück, das gefiel ihm.
Behelligte ihn nicht weiter, es sei denn er hatte Hunger oder brauchte, ohne viele Worte, seine Streicheleinheiten.
Danach aber konnte er ihn auch wieder weg schubsen und das war ok.
Doch nicht nur die Lebenswelt des anderen, auch seine eigene war wackelig geworden.
Zu viele leere, an den Abenden ausgetrunkene Weinflaschen standen mittlerweile in seiner Wohnung, neben und zwischen den Büchern, die nun seine Welt geworden waren.

Nicht nur seine regelmäßigen Bibliotheksbesuche, auch die Bücherfülle in seinen Regalen, auf dem Boden, dem Schreibtisch, in den Ecken, ließen die Frage aufkommen, inwieweit er wohl mehr in der Welt der Bücher zu Hause war, als in der realen Welt des täglichen Lebens.
Diese Frage kam ihm selber nicht.

Bis er diesen einen, bedrängenden, skurrilen Traum hatte.
Einen Wiederholungstraum.
Den er als Analytiker einem Klienten vortrefflich hätte deuten können.
Sich selber auch?

10.



Im Nachdenken über seinen Traum, der noch Tage nachhallte in ihm, sah er sich sozusagen in einer Doppelrolle.
Er war es, der sich zuhörte, hinter der Couch sitzend.
Und er war es, der auf der Couch lag – ganz klassisch im Setting – und anfing zu erzählen und das Geträumte zu schildern, möglichst präzise, plastisch und in allen Einzelheiten, auch wenn sich das, was er da erzähle, ziemlich verrückt anhörte.

Manchmal befinden wir uns in unseren Träumen ja an anderen, vielleicht diffusen Orten.
In seinem Traum aber befand er sich in seinen eigenen vier Wänden, bei sich zu Hause.
Umgeben und umringt von Büchern.
Vielen Büchern.
Wie viele es wohl mittlerweile waren?
Über all die vielen Jahre gekauft, erstanden, geschenkt, neuwertig oder gebraucht, antiquarisch, als Schnäppchen, gezielt gesucht, oder zufällig und launig ergattert.
Hunderte, nein, wohl eindeutig ins Vierstellige gehend.
Du lieber Himmel!
Diese Welt der Bücher, die ihn täglich erwartete, wenn er in seine Wohnung kam, sich in seiner Wohnung bewegte, in ihnen las, manchmal bis spät in die Nacht.

Bücher.
Sie standen zum größten Teil alle an ihrem Platz, zwischendurch mal umsortiert, aber in der Summe doch recht konstant, an ihrem Ort, den er ihnen zugewiesen hatte.
Einigermaßen geordnet in den Regalen, aneinandergereiht, für den Zugriff bereit. Geordnet nach Themen, Autoren, inhaltlichen Bezügen.
Einige davon – wie sollte es anders sein – vielbeachtet, sogar zerlesen, häufig benutzt und zur Hand genommen, mit deutlichen Gebrauchsspuren, sich schon lösenden Seiten, vielleicht mit einem Kaffee- oder Rotweinfleck hier und da.
Andere eher oder gänzlich unbeachtet, schnell zur Seite gelegt, letztlich ungelesen, in ihrem Schattendasein auch nicht zentral und zugriffig sortiert.

Klar ersetzen Bücher niemals das, was man „das Leben“ nennt. Sie sind kein Lebensersatz, ersetzen nicht das, was aus einem selber kommen muss, was man selber ist und zu sagen hat.
Und doch sind sie ein Zufluss.
Ein belebender, inspirierender, hilfreicher.
Das Leben bleibt ein Lernen.
Und die Welt ist bunt.
Wer oder was sollte das nicht besser bezeugen, neben den Menschen selbst, als eben die Bücher, die sie schreiben?
Und hinter denen Welten stecken.
Lebenswelten, Erfahrungswelten, Gedankenwelten.

Im seinem Traum kam er jedenfalls in das Zimmer, das er immer noch – obwohl nicht mehr berufstätig und praktizierend – sein „Arbeitszimmer“ nannte, sein „Cogitorium.“

Er betrat es und bemerkte, wie ein paar seiner Bücher aus dem Regal gefallen waren.
Er hob sie auf und stellte sie zurück, ein bisschen irritiert in der Frage, was sie da wohl über Nacht zu Boden geworfen hat.
Hatte er selbst, ein Glas Rotwein zu viel , unachtsam und schon etwas neben der Spur, die Exemplare zu Boden gerissen, im Fehlgriff der Vernebelung sozusagen?
Vielleicht war es die Katze, dachte er.
Oder wer immer Euch da von Eurem angestammten Platz geschubst hat.

Doch die Irritationen, zunächst nicht weiter beunruhigend, häuften sich in seinem Traum.
Mal war es ein aufgeschlagenes Buch, von dem er meinte, es am Abend doch zugeklappt und auch weggeräumt zu haben.
Mal waren es Bücher, die herausgerückt im Regal standen, als wollten sie sich wichtig machen und ins Blickfeld rücken, mit der deutlichen Aufforderung: „Nimm mich! Lies mich! Nimm mich wahr!“
Oder Bücher, die sich vermehrt wiederfanden an Stellen, wo sie definitiv nicht hingehörten.

Nicht mehr normal, an sich und seinem Verstand zweifelnd, fand er, dass Bücher plötzlich auf unerklärliche Weise verschwanden, die gestern noch da waren.

In denen er sogar noch, da war er sicher, gestern erst gelesen hatte.
Er entdeckte markierte, unterstrichene Stellen, die seine Aufmerksamkeit fanden, die er aber – auch da war er sicher – gar nicht selbst angestrichen, geschweige denn überhaupt gelesen hatte.

Der Gipfel aber war, dass ganze Buchreihen sich plötzlich umsortierten, sich dahin schoben, wo er am häufigsten hingriff, und dann jeweils nicht das fand, was er suchte.
Die ganze Sache wurde immer absurder.
Und er wusste nicht, wie er damit umgehen sollte.
Ja, wem sollte er seine Wahrnehmungen schildern?
Mit wem darüber reden?
War er verrückt geworden?
War es ein krankes Spiel in seinem Kopf?

Der Gipfel war schließlich, dass er den Eindruck hatte, dass die Bücher ihn auslachten, ihn verspotteten.
Zunächst ganz leise, nicht alle, nur aus der ein oder anderen Ecke hier und da.
Dann aber immer lauter, in einem zunehmendem Stimmengewirr.
Ja, sie lachten ihn aus, immer lauter, aus allen Ecken.
Was hast Du erwartet?
Was suchst Du in uns?
Was sollen wir Dir geben?
flüsterten, spotteten, riefen sie ihm zu.
Sollten wir für Dich ein harmonisches Miteinander sein, hier in deinen vier Wänden, das sich schon brav zueinander fügt, so schön von Dir eingeteilt?
Eine friedliche Koexistenz?
Dass jeder sich zufrieden gibt mit seiner Platz-Zuweisung?
Lächerlich!
Jede Bibliothek, jede Büchersammlung, so wir deine, kann nur konfliktgeladen sein, ein umkämpftes Gebiet, eine Rangelei erster Ordnung.

Über Nacht jedenfalls, während Du schläfst, ist hier keineswegs Ruhe.
Hier geht die Post ab, hier wird gerungen, gestritten, gekämpft, gemobbt.
Hier fliegen die Fetzen.
Ja, hier herrscht in manchen Nächten, in denen es scheinbar still ist zwischen den Regalen, richtig Krieg zwischen uns Büchern.
In Deinen vier Wänden, ohne dass Du es als ruhestörend und schlafraubend bemerkst.

Schließlich ist es ja das nackte Aufeinanderprallen der verschiedensten Welten:
Du hast sie doch selbst so angehäuft.
Wie soll'n wir uns allen Ernstes vertragen?

Er erzählte diesen bizarren Traum.
Er hörte sich zu.
Und dabei verdichtete sich in ihm die Ahnung und die bedrückende Einsicht, dass er im Labyrinth und Spiegelsaal all seiner Buch-Welten, in die er sich zurückgezogen hatte., sehr einsam, desorientiert und letztlich ohne tragende Antworten da stand.

Und zum ersten Mal, nach langer Zeit, sah er sich selbst auf der Couch.
Als der, der erzählte, und als der, der sich zugehört hatte.
Und begann zu weinen.

11.



In der Folgezeit blieben sie weiter in regelmäßigem Kontakt.
Und wann immer sie auf den Dritten zu sprechen kamen, blieb unklar, ob sie an ihn denken sollten als Jemand, der noch irgendwo, wo auch immer, lebend unterwegs ist, oder ob das Wort „Vermächtnis“ tatsächlich auf seinen Tod verweisen sollte …
Dreieinhalb Monate waren zwischenzeitlich vergangen, der Frühling war längst vorbei.
Diesmal gingen sie am Rheinufer spazieren und setzten sich nach einer Weile auf eine Bank. Es war ein heißer Sommertag und ein paar Bäume spendeten ihnen nun wohltuend Schatten.

Beide hatten versucht, ihrer Absprache gemäß, ihre Hausaufgaben zu machen.

„Es gibt in der Tat eine Galerie in Berlin, deren Besitzerin Judith mit Vornamen heißt“, sagte der eine, „ich habe die Adresse und die Telefon-Nummer herausgefunden. Persönlich habe ich sie aber nicht erreicht, denn sie ist wohl für ein paar Wochen verreist. Aber ich habe die Auskunft bekommen, dass die New-York-Ausstellung tatsächlich dort stattgefunden hat, im letzten Herbst. Und irgendjemand sagte, dass sie die Ausstellungsstücke noch in irgendeinem Raum gelagert hätten, wobei völlig unklar bleibt, was nun damit passieren soll …“

Der Andere hatte nachgeforscht, was es mit der von der unbekannten Judith angegebenen New York-Adresse auf sich hat.
Es handelte sich um ein leerstehendes Haus, Ecke State Street/Third Avenue, in Boerum Hill, im Nordwesten Brooklyns.
Google Earth hatte es ihm sogar erlaubt, sich visuell dort hin zu beamen, das Haus – eher schmal, unscheinbar, womöglich renovierungsbedürftig und eingereiht zwischen zwei anderen Gebäuden – eine Weile zu betrachten.
Auch beim Heranzoomen konnte man nichts erkennen, was – durch Schilder oder Beschriftungen – einen weiteren Hinweis gegeben hätte.
Die Fenster jedenfalls waren abgedunkelt und uneinsichtig, keine Tür stand offen.
Mehr hatte er, mit seinen Eingaben in die Suchmaschinen des Internets, nicht herausgefunden.

In den letzten Wochen waren sie selber mit sich und ihrem Leben nicht gut unterwegs gewesen.

Das Indonesien-Projekt, der Bau des Krankenhauses in der Nähe des Tobasees, stockte und lief nicht gut – die Verständigungsprobleme häuften sich, logistische Hindernisse zeichneten sich ab, Differenzen über die Finanzierung und die Auftragsvergaben machten die ganze Sache zunehmend zu einem Problem.
Und privat, in der Familie, in der Beziehung zu seiner Frau, fiel das Lebens-Haus, das sie sich einmal für- und miteinander gewünscht und erträumt hatten, zunehmend in sich zusammen …

Die Bücher, die ihn im Traum verlacht, genarrt und verspottet haben, ließen den anderen zunehmend spüren, wie zerrissen, einsam und leer er, nach seinem Berufsleben, geworden war.
In den Jahren nach seinem Rückzug war er zwar körperlich und geistig noch recht fit geblieben, fühlte sich in manchen Dingen jünger, als er mit seinen 66 Jahren tatsächlich war.
Aber in der Tiefe seiner Seele – wie immer er sich eingerichtet hatte, in den praktischen Dingen des Lebens durchaus zurecht kam und sein Alleinsein durchaus auch genießen konnte – lag ein dunkler Schatten, der nun immer größer wurde und zunehmend in sein Bewusstsein und seine Wahrnehmung aufstieg.
Er, der seinen Klienten beruflich in unzähligen Analysen, Therapiestunden und Gesprächen Türen zu ihrer Seele geöffnet hatte, Fenster zum Leben, Wege nach draußen ins Licht – er fühlte sich zunehmend wie sein eigener Analysant, für den er eben dies nicht mehr konnte …

Nicht nur da, wo sie nun am Rheinufer, im Schatten auf der Bank, zusammensaßen, war es ein heißer Sommertag
Auch in New York brütete die Hitze und jeder weiß eigentlich, dass es dort in diesen Sommerwochen unerträglich werden kann, dass es kaum auszuhalten ist auf den Straßen und man besser im Frühling oder Herbst eintaucht in den Big Apple.

Als das Flugzeug Kurs auf den JFK nahm und allmählich zur Landung ansetzte, die Air Condition hatte den Flug natürlich angenehm gemacht, dachte sie schon mit Grausen an die Hitze, die ihr entgegenschlagen würde, nach dem Check Out und in der Stadt.
Und doch hatte sie sich entschieden, zu fliegen.
Sie hatte es zugesagt und versprochen.
Und in den Tagen vorher alles organisiert, was es zu organisieren gab.

Ein paar Minuten später setzte das Flugzeug auf der Landebahn auf, es ruckelte kurz, die Passagiere spürten, wie das Tempo gedrosselt und runter gebremst wurde. Noch saßen sie angeschnallt, hörten dann die Ansage aus dem Cockpit– das übliche Ritual der Verabschiedung, der Danksagung und der guten Wünsche -, sie klatschten und begannen dann, als das Flugzeug beidrehte, zu einer Gangway-Andock-Stelle rollte und schließlich stillstand, ihre Gurte zu lösen, sich von ihren Plätzen zu erheben, im Mittelgang ihr Gepäck aus den Fächern zu nehmen und dann, mehr oder weniger geduldig, zum Ausstieg zu gehen …

Es folgte das Aus-checken, das Warten aufs Gepäck.
Und als sie ihren Rollkoffer vom Band nahm, schrieb sie kurz über WhatsApp: „Wo bist Du?“
Kurz darauf kam die Antwort: „Am Ausgang C2, in der Halle des Terminals links“.

Die zwei erhoben sich von ihrer Bank und beschlossen, Richtung Innenstadt zurückzugehen und sich in eine Kneipe zu suchen, wo sie drinnen oder draußen im Schatten sitzend, noch ein Bier zusammen trinken wollten.

„Ich habe eine Idee“, sagte der eine, „lass es uns gleich mal bereden“.

12.



Als sie aufeinander zugingen, am Ausgang C, wo er auf sie gewartet hatte, wusste sie, es war die richtige Entscheidung zu fliegen und seiner Einladung zu folgen.
Um die Galerie in Berlin musste sie sich nicht weiter sorgen, ihre Schwester und zwei Nachbarn hatten ihr zugesagt, sich um alles zu kümmern.
Und auf die Frage, wie lange sie wegbleibe, hatte sie geantwortet: „Weiß ich noch nicht, ich meld' mich!"

Er nahm sie in die Arme und drückte sie ganz lang und fest, mitten im Getriebe der Flughafenhalle, nachdem sie ihn zuvor kopfschüttelnd angeschaut und gesagt hatte : „Hier also bist Du und hier bin ich - aber es braucht schon einen dicken Sack mit Erklärungen für das, was Du da alles inszeniert und angerichtet hast!"
Und er antwortete: „Ich hatte gehofft, dass Du kommst, Judith! Und jetzt bist Du tatsächlich da – wie schön!"

Sie stiegen in eines der Taxen, die am Ausgang warteten, und ließen sich, nachdem ihr Gepäck verstaut war, vom Fahrer – einem Mexikaner - zu der Adresse bringen, die er zugesteckt bekam, bevor er den Motor startete und losfuhr.
Auf der Fahrt redeten sie wenig miteinander, dafür war der Mexikaner sehr gesprächig.
„Germany? … In know, I know!" sagte er, nachdem sie zuvor seine Frage beantwortet hatte, woher sie denn komme.
Und in der Folge bekamen sie seine halbe Lebensgeschichte erzählt.
Zu der – angeblich – auch zwei Jahre eines dann abgebrochenen Studiums und seine Zeit in „Coloun" gehörte.
„Good Time!" sagte er, „good Beer, good People!"

Und dort in „Coloun beim Beer" saßen nun die zwei, von denen der eine – nachdem sie sich zugeprostet hatten - zum anderen sagte: „ Lass uns hinfahren nach Berlin! Du hast die Adresse der Galerie, es ist laut Auskunft tatsächlich die, in der die Ausstellung stattgefunden hat, und seine Sachen, also die der Ausstellung, sind noch dort gelagert.
Wer immer diese Judith nun ist und wann immer sie wiederkommt, ruf nochmal an und kündige an, dass wir kommen …"

Während die zwei in New York sich in den kommenden Tagen viel zu erzählen und zu klären hatten, und wegen der New Yorker Hitze kaum vor die Tür

gingen, saßen die anderen zwei ein paar Tage später , mal redend, mal schweigend, im Auto und fuhren vom Rhein zur Spree, von der Domstadt in die Landeshauptstadt, wo – was und wie auch immer – ein „Vermächtnis“ und , so hofften sie, ein weiteres Packende in der Frage nach ihrem Bruder auf sie warten würde.

Sie hörten miteinander „Kind of Blue“ von Miles Davis, eine Platte, die sie beide sehr mochten, was sie zwischenzeitlich im Miteinander entdeckt hatten, und ihre Gedanken gingen in die unterschiedlichsten Richtungen, wobei sie nicht alles davon miteinander teilten.
„Freud“ war zuvor in die Hände eines Nachbarmädchens gekommen, das – mit Zustimmung der Eltern – zugesagt hatte, sich um den Kater zu kümmern und ihn zu sich zu nehmen.
Im Familienhaus am Stadtrand ging es in den kommenden Tagen deutlich entspannter zu.
Und im Büro „GeBauten“ gab es einen Anrufbeantworter, der auf seinem Schreibtisch stand und mit dem Hinweis auf eine Zeit der Abwesenheit besprochen war. Den Rest sollten die Kollegen regeln.

Auf einem der beiden Zimmerchen – sie waren wirklich spartanisch nur mit Bett, Schrank, Tischchen und Stuhl ausgestattet – saßen sie, zur Innenhofseite hin, im Kolping House, 88Th Street Eastside, in der Nähe des Guggenheim.
Eine billige Unterkunft, Midtown Manhattan, zu der das Taxi sie vom JFK-Airport am Tag zuvor gebracht hatte.
Das hatte sie so nicht erwartet.
Aber sie maulte nicht, denn er hatte sie schon auf dem Weg dorthin, etwas entschuldigend, vorbereitet, dass sie nicht zu einer besseren Unterkunft gebracht würden, und dass sie sich hoffentlich darauf einlassen könne.
„Ich übe mich“, hatte er dann dazu nur gesagt und danach geschwiegen und im Taxi aus dem Fenster geschaut.
Das Haus war zuvor eine Art Männerwohnheim gewesen, in dem Medizinstudenten während ihrer Praktika vorübergehend wohnten, Touristen, aber auch Bedürftige, für die die katholische Fürsorge auch einen Trakt im 4. Stock vorgesehen hatte.
Erst seit Kurzem begegnete man im Treppenhaus, im Speiseraum und beim Aus- und Eingehen auch Bewohnerinnen.

Warum er so plötzlich weg und abgetaucht war, allerdings doch abrupter und schneller als zuvor geplant, was er nun hier in New York vorhatte, welche Pläne er für sich verfolgte – all das versuchte er ihr zu erklären.
Was nun mit seinen Sachen, mit den Bildern, Fotos, Texten, passieren sollte, passieren müsste , die nach Ausstellungsende nun noch in einem Lagerraum untergebracht waren – das war ebenfalls ein Thema, über das sie redeten.
Schließlich aber wollte Judith von ihm wissen, was die Aktion mit den Briefen und der zweimaligen Post für seine Brüder zu bedeuten hatte.
Sie hatte es so gemacht, wie von ihm gewünscht.
Aber weiter eingeweiht war sie ja nicht.
„Was war das?“ fragte sie ihn.
Und er antwortete mit einem Lächeln: „Frag lieber, was das noch wird!“
„Was denn?“ warf sie ihm zurück.
„Wir werden seh'n!“ antwortete er.

Und nach einer Weile schob er hinterher: „Judith, ich danke Dir wirklich, dass Du meiner Einladung gefolgt und jetzt hier bist. Morgen, das ist mein Plan, fahren wir nach Brooklyn und ich möchte dir etwas zeigen!“
Judith schaute ihn fragend an und wartete, ob er dazu noch etwas Erklärendes sagen würde.
Er lächelte sie an und sagte: „Du bist diejenige, mit der ich die letzten Jahre und wenn Du so willst mein bisheriges Leben in den letzten Jahren am intensivsten geteilt habe.
Nun aber beginnt bald mein zweites und es gibt drei Menschen, mit denen ich es teilen möchte, bevor es so weit ist.“
Und dann schwieg er - und signalisierte ihr, nicht weiter nachzufragen und die Stille, die folgte, mit ihm zu teilen …

13.



Sie waren angekommen in Berlin, hatten sich in einem kleinen Hotel in Kreuzberg, in der Nähe der Galerie, zwei Zimmer gemietet, verbrachten den Abend in einer Bar und gingen am nächsten Tag, nach dem Frühstück, zu der Adresse, in der ihr Bruder im Jahr zuvor drei Räume mit seinen Ausstellungsstücken gefüllt und ein Stück seines Lebens mit allen geteilt hatte, die die Galerie betraten und sich umschauten.

Sucht nicht mich.
Sucht Euch selbst.
Und als am Vorabend der Alkohol bei beiden seine Wirkung tat - in einer Ecke der Bar saßen sie, im Hintergrund spielte ,welch ein Zufall oder auch nicht, wieder Miles Davis sein Stück „Freeloader" von „Kind of Blue" - öffneten sie dann doch, zum ersten Mal, etwas die Tür zu ihrem je eigenen Innenleben. Und signalisierten einander, dass sie beide nicht recht wussten, wo sie in ihrem Leben angekommen waren und in welche Richtung es nun weitergehen sollte …

Als sie vor der Galerie standen, es war am späten Vormittag, sahen sie, dass die Tür verschlossen und ein Schild aufgehängt war, auf dem stand: „Vorübergehend nicht geöffnet. Bei Nachfragen im Hof klingeln."
Sie schauten durch die Fenster auf die Ausstellungsstücke in der Galerie, schauten dann einander an und gingen durch die Einfahrt rechts in den Hof. Dort standen sie tatsächlich vor einer Tür, die nur eine Klingel, aber kein Namensschild hatte, und nachdem sie geklingelt hatten, hörten sie kurz darauf Schritte.
Die Tür ging auf und ein junger Mann schaute sie an.
Sie stellten sich vor, erklärten, weshalb sie gekommen waren, und wurden hereingebeten.
Der junge Mann stellte sich ebenfalls vor, als einer, der – „Die Besitzerin der Galerie ist zur Zeit auf einer Reise!" - in der Zwischenzeit hier stellvertretend die Stellung hielt, nach dem Rechten sah, und – wie jetzt gerade – ein Ansprechpartner für Interessierte, wie sie es wohl gerade waren, sei.

Und so erfuhren sie in der nächsten halben Stunde, dass ihr Bruder seit etlichen Jahren hier in Kreuzberg zu Hause war, seinen Freundes- und Bekanntenkreis hatte,.
Mit seinen Bildern, Fotos, Texten künstlerisch und kreativ unterwegs, mit der ein oder anderen Ausstellung, auch mal einem Verkauf seiner Kreationen hier und da.

Zwischendurch, sagte der junge Mann, der sich als Max vorgestellt hatte, würde ihr Bruder wohl auch für seinen Lebensunterhalt mal einen Job annehmen.
Und zwischendurch sei er immer mal wieder für ein paar Tag oder wenige Wochen verschwunden, auf irgendeiner Reise, irgendwohin.
Jedes mal hätte er sich aber abgemeldet, eine Adresse, Telefon- oder Handy-Nummer hinterlassen, nur dieses Mal sei es anders.
Er war einfach, nach der Ausstellung, von ein auf die andere Woche verschwunden, was nun schon fast ein dreiviertel Jahr her war.
Ohne irgendeine klärende Nachricht.
Die Galeriebesitzerin – „Ja, sie heißt Judith!“ -, mit der er zwar nicht liiert, aber eng befreundet und vertraut sei, hätte auch nichts herausgefunden, keine weitere Information bekommen, wäre genauso ratlos über seinen Verbleib, seine Wege, sein Schicksal, wie alle hier, sagte er, und zündete sich eine Zigarette an.

Noch eine halbe Stunde später öffnete dieser Max die Tür zum Lagerraum, wo die Sachen der Ausstellung untergebracht waren.
Er hatte sich noch einmal bestätigen und zeigen lassen, dass die beiden wirklich seine Brüder waren, und da eh unklar war, was nun mit den Sachen weiter passieren sollte, in wessen Hände sie gehen sollten, wer dafür letztlich verantwortlich sein könnte, ließ er sie sich in aller Freiheit umschauen und sah keinen Grund zum Misstrauen oder zur Kontrolle.
Er bat nur darum, sorgfältig mit allem Angefassten und Angeschauten umzugehen.
Und die Sachen an ihrem Platz zu lassen oder dorthin wieder zurück zu stellen.
„Wenn ihr mich braucht, schellt wieder an der Tür!,“ sagte er und ließ sie allein.

Der Lagerraum war nicht sehr groß, aber die Ausstellungsstücke sauber geordnet – die Fotos in verschiedenen Größen, einige Zeichnungen und Skizzen, die er gemacht hatte, Collagen, Texte, Plakate und einige Gegenstände.
Sie nahmen sich Zeit und tauchten in den nächsten zweieinhalb Stunden ein in all das, was ihr Bruder in der Ausstellung präsentiert und mit den Betrachtern und Besuchern der Galerie im letzten Herbst geteilt hatte.

Was sie sahen und wahrnahmen, waren Exponate von hoher Qualität.

Die Fotos und Bilder zogen den Betrachter, wenn er sich drauf einließ, mitten hinein in den Big Apple, man tauchte ein in diese Stadt, ihre Architektonik, hinein in die Hochhaus-Schluchten der Avenues und Side-Streets, in den Verkehr in und unter der Stadt, in die New Yorker Subways mit ihren Gängen und Stationen, in das Innere der Züge, in der die Menschen saßen, standen, aus- und einstiegen. …
Alltägliches hielten die Fotos fest, Menschen unterwegs, Gesichter, Blicke, Bewegungen.
Und man war plötzlich dort – fand sich selbst wieder im Central-Park, auf der Fifth Avenue, am Time Square, im Metropolitan, an der Columbia, in Harlem ...

Und tatsächlich fanden sie auch den Text wieder, den sie aus der ersten Post und dem aus kopierten Zeitungsartikel schon kannten:

New York ist eine uneindeutige Stadt
So uneindeutig und komplex wie das Leben selbst.
Ich möchte diese Stadt atmen, so wie das Leben selber ein Atmen ist.
Ich möchte die Uneindeutigkeiten und Komplexitäten - also das pralle, bunte Leben - durch mein Dort-Sein erleben, sehen, an mich ranlassen, in mich aufnehmen.
Was ich nicht tun will:
Sie deuten.
Mich verengen.
Sie durch eine bestimmte Brille sehen.
New York ist eine "Tür".
Ich möchte durch diese Tür mit dem Anfängergeist des ZEN hindurchgehen.
Mein Wunsch:
Offen zu sein.
Offen zu bleiben für das Kommende.
In einem ZEN -Büchlein lese ich:
Es gibt immer nur
dieses unablässige Hineingehen
ins Ewige Jetzt!“

Einen besonderen, vielleicht sogar einen Schlüsselmoment gab es, als der eine zum anderen plötzlich sagte: „Komm mal her, ich muss dir was zeigen!“ Der andere kam, schaute auf ein Foto – und hörte: „DAS ist genau das Haus,

das ich im Internet gefunden habe unter der Adresse in Boerum Hill, in Brooklyn! Ohne Zweifel! Ich erkenne es wieder!“

Und als sie schließlich noch einen Plan fanden, aus dem ersichtlich war, wo an welcher Stelle welche Exponate in den Räumen der Galerie platziert waren, erkannten sie, dass eben diese Sätze - von der Uneindeutigkeit der Stadt und dem Hineingehen „ins Ewige Jetzt“ - den Besucher am Eingang empfingen.
Und dass das Foto des Hauses das letzte Bild war, das sie zum Ausgang hin sahen, ohne einen weiteren Hinweis , warum er es fotografiert und dorthin platziert hatte, bevor man hinausging und die Ausstellung mit ihren Impressionen hinter sich ließ …


BROOKLYN
BOROUGH OF BROOKLYN
KINGS
FLATBUSH
FLATLANDS
NEW UTRECHT
GRAVESEND
CONEY ISLAND
NEWTOWN
Elmhurst
(Newtown)
Winfield Jc.
Laurelhill
Maspeth
Middle Village
Glendale
Cypress Hills
Richmond Hill
Williamsburg
Bushwick Jc.
Bushwick Sta.
East New York
Flatbush
Kensington
Canarsie
Parkville
South Greenfield
Bergen I.
Jamaica
Bay
Hunters Pt.
Greenpoint
Union Square
City Hall
Post Office
BROOKLYN BRIDGE
Navy Yard
Battery
Ellis I.
Gardens I.
Ft. Columbus
Statue of Liberty
Governors I.
Buttermilk Channel
Red Hook
Gowanus Bay
Battle of Long Island Aug. 27, 1776
Blythebourne
Fort Hamilton
Ft. Hamilton
Wadsworth
Tompkins
Bath
Gravesend
Gravesend Bay
Gravesend Beach
Sheepshead Bay
Barren Island
Little Bay
Norton Pt.
Brighton Beach
Manhattan Beach
LIFE SAVING
Beach
EVERGREEN CEMETERY
GREENWOOD CEMETERY
PROSPECT
North River
East River
LONG ISLAND
20 Feet
50

„Stand clear of the closing doors, please!“
Von Station zu Station hörten sie diese Ansage, nachdem die Fahrgäste der Subway ein- und ausgestiegen waren und bevor die Türen sich wieder schlossen.
Sie saßen in der Subway, von Midtown nach Downtown, Linie 6, bis zur Brooklyn Bridge, und mit ihnen fuhren – wie in einem bunten kulturellen und sozialen Mikrokosmos – all die anderen, die in dieser Stadt gerade jetzt und hier unterwegs waren.
Über die Brooklyn Bridge fuhren sie dann, wieder ins Tageslicht dieses Vormittags getaucht, über andere Schienen Richtung Brooklyn, stiegen dann noch einmal in einen Bus und landeten schließlich in Boreum Hill.

Sie waren am Morgen gegen 8.00 vom Kolping House losgezogen, hatten zunächst in einem Starbucks an einer Ecke der Lexington Street gefrühstückt, und Judith blieb nach wie vor völlig im Unklaren darüber was er ihr in Brooklyn zeigen wollte.
Sie fragte auch nicht weiter, weil sie spürte, er wollte es so haben.
Wie man jemandem die Augen zubindet, ihn irgendwo hinführt und dann sagt: „Nun darfst du gucken!“
Sie liefen schließlich noch ein paar Minuten zu Fuß.
Und standen dann vor einem kleinen Haus, an einer Straßenseite, das offensichtlich leer stand und renovierungsbedürftig war.
Links und rechts waren zwei andere, bewohnte Häuser, ein Wohnhaus und ein kleines Bürogebäude, die Tür war verschlossen, die Fenster zur Straße hin verhangen, ein Türschild oder irgendeine andere Beschilderung gab es nicht.

„Hier wird es sein“, sagte er, „hier werde ich zu finden sein, hier geht mein Weg weiter, hier werde ich nicht mehr Ich sein!“
Judith schaute ihn an.
Und sie schaute in ein Gesicht, das Ernsthaftigkeit und Heiterkeit auf eine merkwürdige Art zugleich wiederspiegelte, Freundlichkeit und Entschlossenheit.

„Komm mal mit rein!“, sagte er dann, zog einen Schlüssel aus seiner Tasche und schloss auf. Kaum eingetreten, standen sie beide in einem dunklen Flur, gingen vorsichtig ein paar Schritte, zunächst einem Raum im hinteren Teil des Hauses entgegen, der heller war, weil Tageslicht hineinfiel, schauten sich danach weiter um, gingen in zwei andere Räume hinein, schließlich eine knarrende und etwas wacklige Treppe hinauf in die Etage darüber.

„Vorsicht!“, sagte er zwischendurch, als sie über irgendetwas stolperte.
Das Haus war wohl schon eine ganze Weile nicht bewohnt, leergeräumt bis auf ein paar Holzstühle , eine Matratze und einen alten Schrank, kein Lichtschalter funktionierte, fast alle Türen quietschten beim Öffnen, der Dielenboden knarzte an vielen Stellen.
Ein Haus - in diesem Zustand nicht bewohnbar und wohl von Grund auf zu sanieren.
Und er hatte Minuten vorher, noch vor dem Haus stehend, gesagt: „Hier wird es sein. Hier werde ich nicht mehr Ich sein.“

Eine Woche später wusste Judith nun ein bisschen mehr, aber etwas Entscheidendes hatte er noch nicht mit ihr geteilt.
Sie war wieder in Berlin zurück.
Tage lagen hinter ihr, die prall voll waren vom Eintauchen in den Big Apple.
Tage auch, in denen sie so nah beieinander waren, wie zuvor in Berlin nicht.
Tage voller Gespräche, voller Lachen, Weinen, Erzählen, Sich füreinander Öffnen – und miteinander Schweigen.
Alles im Unterwegs-Sein durch die Stadt oder auf einem der beiden Zimmer.
Wo sie dann auch miteinander schliefen, eintauchten ineinander, lustvoll und leidenschaftlich miteinander verschmolzen.
Und dies alles so intensiv erlebten, genossen, als wäre es das letzte Mal und als gäbe es kein Danach mehr.

Ja, als sie zurückkam, wusste sie mehr, aber auch noch nicht alles.

Sie hatten sich vor dem Abflug umarmt, sich noch einmal tief in die Augen geschaut.
Und dann verschwand sie mit ihrem Gepäck hinter der Absperrung und reihte sich ein zum Check-Out.

Drei Stunden später saß sie im Flugzeug, das den Atlantik überquerte.,
Und seine Worte gingen ihr immer wieder durch den Kopf
„Hier werde ich nicht mehr Ich sein!“

15.



Das Haus und die Adresse in Brooklyn ging den anderen beiden ebenfalls nicht mehr aus dem Kopf.
Auch sie waren mittlerweile zurück aus Berlin.
Abgereist mit der Zusage an Max, dass sie sich weiter darum kümmern wollten, der Spur ihres Bruders zu folgen.
Und damit auch der Frage nach seinen Hinterlassenschaften, seinem „Vermächtnis“, wie es in dem Zeitungsartikel hieß.
Doch wie und auf welche Weise?

Es folgte der Herbst auf den Sommer, in New York ebenso wie in Berlin und in der Domstadt am Rhein.
In New York waren die Hitzetage vorbei, im Central Park färbte sich die Natur aufs Schönste in ihre Spätsommerfarben, bevor die Blätter fielen und es ungemütlich wurde.
In Berlin und am Rhein genossen die Menschen die letzten warmen Sonnentage, noch einmal draußen sitzend in Biergärten und Eiscafés, auf Parkbänken und am Ufer von Rhein und Spree.

Der eine lebte weiter mit seinen Büchern, trotz des Traums, in dem sie ihn vor Monaten verlacht, verhöhnt und verspottet hatten, und gefragt: „Was suchst Du in uns? Was erwartest Du? Was sollen wir Dir geben?“
Er spürte in diesen herbstlichen Tagen, als die Sonne sich schließlich rar machte, die Tage kürzer und die Nächte länger wurden und der dunkle November näher kam, mehr als jemals zuvor, die Endlichkeit und Brüchigkeit seines Lebens, sein Älterwerden, das Nicht-Selbstverständliche von Allem, was man „das eigene Leben“ nennt, nicht das der anderen.
Mehr als zuvor beschäftigte ihn die Frage nach dem Tod, der Sinnhaftigkeit des Daseins und danach, wie wir uns einbetten und einzeichnen können mit unserer Existenz ins Koordinatensystem und in das große Rätsel des Lebens.

Natürlich war all dies für ihn, als Psychoanalytiker und Therapeut, immer irgendwie präsent gewesen in seinem Berufs-Agieren, thematisiert in Gesprächen, als Hintergrund, in der professionellen Zuwendung zu seinen Klienten, die bei ihm Lebenshilfe und Lebens-Erhellung suchten.
Aber wo war er selbst letztendlich in alldem?

So wie jemand von Beruf Bestatter sein kann und es täglich mit Toten zu tun hat, oder als Geistlicher ständig Sterbende begleitet, Trauernde tröstet und segnend an Gräbern steht, in die ein Sarg oder eine Urne gesenkt wird, gibt

es diese merkwürdige Diskrepanz zwischen dem gewohnten, gelernten, erfahrungsreichen und tagtäglichen professionellen Tun, vielleicht über Jahrzehnte – und der Tatsache, dass dies summa summarum für den, der es beruflich macht, ohne tieferen Selbstbezug, ohne eigene Erschütterungen, ohne eigenes Betroffensein geschehen kann.
Gerade zum professionellen Agieren gehört ja die Distanz, das Abstandnehmen.
Gerade im Rühren an existentielle Tiefen aktivieren sich Abwehrmechanismen und Verdrängungsreaktionen, bewusst oder unbewusst, zum Selbstschutz und zum Weiter-Agieren und Weiter-Funktionieren, in der Aufgabe, die man hat und die von einem erwartet wird.
Hinzu kommt, dass zum Profil der klassischen Psychoanalyse die klare Rollenzuweisung, und Rollenerwartung gehört – die der Distanzwahrung zwischen Analytiker und Analysanten.
Und schließlich war er ,weltanschaulich und beruflich, wie die meisten seiner Zunft, nicht religiös und religionskritisch mit sich und dem Leben unterwegs.

Die letzten Sätze von Austers „Winterjournal" fielen ihm, während die Herbstwochen verstrichen und der November näher rückte, immer wieder ein:

Eine Tür ist zugefallen.
Eine andere Tür hat sich geöffnet.
Du bist in den Winter deines Lebens eingetreten.

Und über seinen kleinen Schreibtisch hatte er den Text an die Wand geheftet, den er von der Beerdigung mitgebracht hatte:

Was sind wir, Gott, mit unserem Leben
auf dieser Erde?
Und was sind wir am Ende gewesen?

Was ist uns geglückt,
was war Lieben und Lachen und Freude?
Und was war dunkel und rätselhaft,
missglückt
und leidvoll in unserem Leben?

Wofür sind wir dankbar?

Und was hätten wir uns hier und da
anders gewünscht?

Welche Träume haben wir geträumt?
Welche Lasten getragen?

Und was wissen wir am Ende voneinander?
Warum sind wir so, wie wir sind?
Und warum sind wir so geworden?

Ja, Gott,
wir wissen nicht, woher wir kommen,
wir wissen nicht wohin wir geh'n.
Wir sind
von Deiner großen Hand genommen.

Wir sind die Frage.
Du bist das Versteh'n“

Auch wenn er die religiöse Kontextualisierung wegließ und das Wort Gott beiseite schob, damit wenig anfangen konnte, waren die Sätze für ihn eine exakte Wiedergabe dessen, was ihn bewegte und was ihm auf der Seele lag.

Im allmählichen Zugehen auf die Advents- und Weihnachtszeit war bei dem Anderen das familiäre Lebenshaus nicht stabiler geworden und die Fundamente bekamen immer mehr Risse.
Auch das Bauprojekt in Indonesien war weiterhin mit vielen Fragezeichen versehen, ja, es wurde immer unwahrscheinlicher.

In Berlin aber plante Judith bereits für das kommende Jahr – machte Einkäufe, tätigte Verkäufe, organisierte Ausstellungen.
Sie telefonierte und mailte viel, terminierte und hantierte mit ihrem Kalender, knüpfte Kontakte, bekam Zusagen und Absagen, verreiste im Oktober kurz geschäftlich für ein paar Tage.

In New York ging jemand währenddessen seinen Weg zielgerichtet weiter. Und verbrachte die Herbstwochen nicht in Brooklyn, sondern irgendwo in Mount Tremper, in den Catskill Mountains im Bundesstaat New York, gut 90 Meilen nördlich vom Big Apple entfernt.

16.



Zwei Tage vor dem Weihnachtsfest fanden sie im Briefkasten eine besondere Weihnachtspost – es war ein Foto, auf dem die Eingangstür eines Hauses zu sehen war, und sie erkannten sofort, dass es nicht irgendeine Tür war, sondern die zu dem EINEN Haus, das mit der Adresse in Boerum Hill und dem Bild identisch war, das sie im Galerielager, als das letzte der Ausstellung, gesehen hatten.

Auf der Rückseite stand handgeschrieben:

Wir müssen besser begreifen
was wir sind und was nicht.
Es gibt vieles, was wir nicht sind.
Es gibt vieles, was nicht ist.
Es gibt vieles, was wir nicht sein müssen“
(Laura Riding, The Why of the Wind)

Wenn Ihr wollt, sehen wir uns nun im Frühjahr wieder und ich lade Euch ein, mit mir durch eine Tür zu gehen und mit mir in den Großen Apfel zu beißen!
Bitte lasst Euch darauf ein.
Winterliche Grüße
vom Dritten

Es war die Handschrift ihres Bruders.
Eine dritte Postsendung, ein Lebenszeichen, ein weiteres Puzzleteil in diesem zunehmend grotesken und von ihm inszenierten Spielchen.
Und nun?
Er schrieb ihnen tatsächlich, was anderes war es ja nicht, eine Einladung zum Wiedersehen und lud sie – knapp und unkonkret, ankündigend und kryptisch – ein, durch eine Tür zu gehen, in den Großen Apfel zu beißen …

Was sie da nun als überraschende Bescherung zum Fest in den Händen hielten und lasen, nach all den Jahren der Kontaktlosigkeit und all den letzten Monaten des Rätsel-Ratens und dieses Verwirrspiels über seinen Verbleib, haute sie erst einmal um und machte sie sprachlos.

Manchmal bewegen sich unsere Gefühle und Gedanken ja in getrennten Kammern.
Gegensätzliche Gefühle haben ihren je eigenen Raum.
Gedanken wandern in die ein oder in die andere Richtung.
Jetzt aber kam bei ihnen und in ihnen alles zusammen.

Erleichterung und Freude.
Verwirrung und Staunen.
Aber auch ein Anflug von Unmut.
Ja, Ärger und auch Wut.

WAS sollte das?
WAS war das alles?
WIESO und WARUM waren sie von ihm eingebunden, ja genötigt, zu diesem Spielchen?
Was dachte er sich dabei, der Dritte ???

Aber dass er sich etwas dachte, weil er offensichtlich nicht tot war und nicht als Toter aus dem Jenseits mit ihnen diesen Kontakt aufnahm, das überwog schließlich als Grundgefühl.
Es bestimmte auch die kommenden Tage rund ums Fest und rund um den Jahreswechsel.

Diese Judith hatte sich derweil nicht mehr bei ihnen gemeldet.
Dass sie selbst bereits in den Großen Apfel gebissen hatte, das Haus mittlerweile nicht nur vom Foto her kannte, ein bisschen mehr wusste und darüber eingeweiht war, in welche Richtung nun alles gehen sollte – das alles war die Rückseite des Ganzen, die ihnen bis dato noch verborgen blieb.

In Mount Tremper, in den Catskill Mountains, war mittlerweile der tiefe Winter angekommen.
Alles war eingeschneit und schneebedeckt, die Seen und Flüsse zugefroren, die Temperaturen eisig, die Straßen, Routen und Wege kaum befahrbar.
Menschen und Tiere hatten sich, wie alles Leben, zurückgezogen.
Die Natur befand sich im jahreszeitlichen Übergang zu neuem Erwachen.

Zwischen den Hügeln an der Plank Road ging man ebenfalls dem Erwachen entgegen.
Jeden Morgen neu.
Wenn in der Frühe um 5.00 eine Glocke im Haus dreimal schlug.

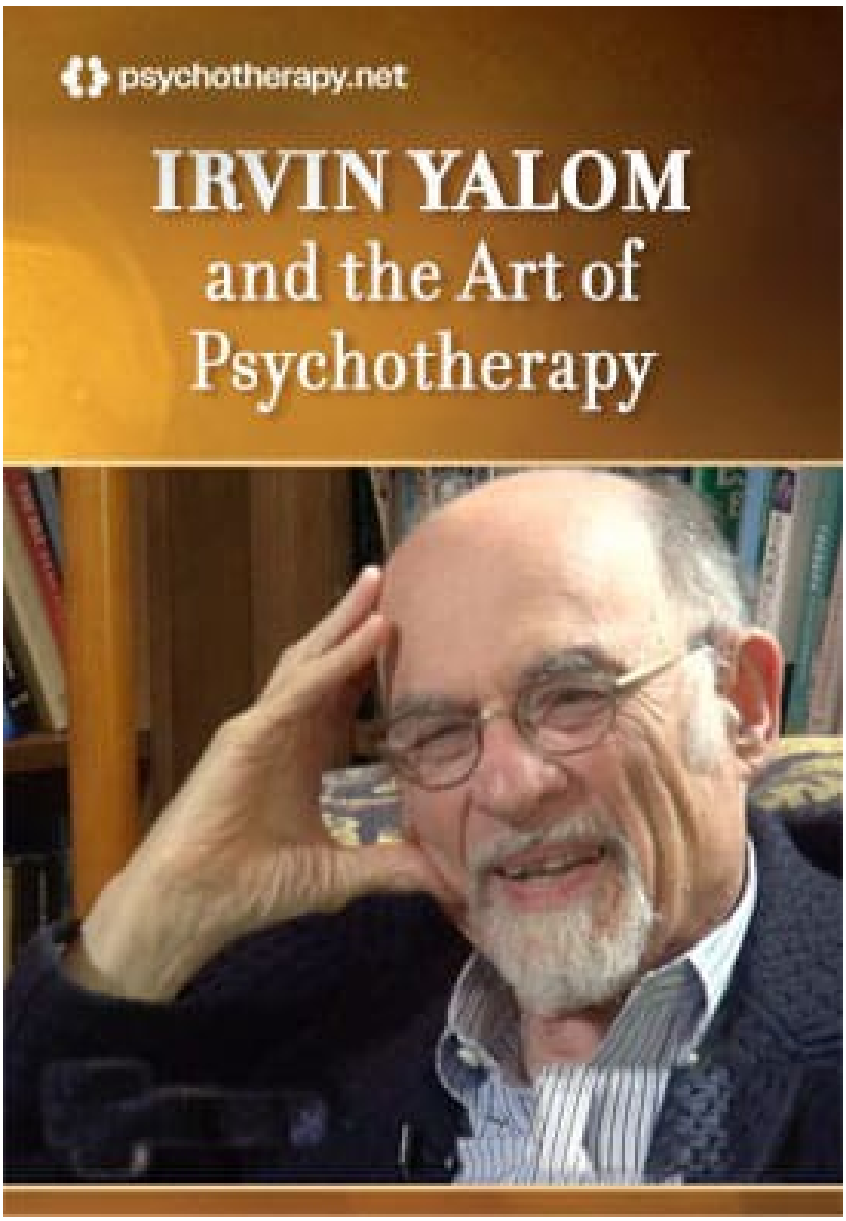
Nicht um fünf in der Früh, sondern gegen fünf an einem Nachmittag trafen sie sich schließlich wieder in dem Café am Dom, wo sie sich schon das erste Mal nach ihrem Wiedersehen getroffen hatten.
Das neue Jahr hatte also begonnen.

Die Feiertage und der Jahreswechsel lagen zurück.
Die Domstadt schaute als nächstes auf das kommende große Ereignis, den Karneval, mit Umzugstrubel und all dem Spektakel von Helau und Alaaf.
Doch noch war es erst mal wieder der Alltag, das nass-graue Wetter, der etwas zähe Jahresbeginn, noch fern vom Frühlingserwachen.

Sie saßen beieinander, sortierten ihre Absichten und Pläne.
Die Galerie in Berlin war über die Festtage und den Jahreswechsel geschlossen.
Dieser Judith hatten sie eine Nachricht auf's Band gesprochen und ihr von der Weihnachtspost berichtet, mit der Bitte um Rückruf.
Ihre Gedanken und Gefühle bezüglich ihres Bruders und dieses Spielchens mit ihnen teilten sie miteinander.
Prosteten sich aber schließlich mit einem Einverständnis zu, im Gedanken, dass er noch lebt und es ein Wiedersehen geben sollte,

„In den GROSSEN Apfel beißen".
Tatsächlich einen Flug nach New York einplanen.
Ihm begegnen.
Ja, das wollten sie.
Aber trotzdem konnten sie den Unmut und auch Ärger darüber nicht ablegen, dass sie bis auf Weiteres erneut hingehalten wurden.
Dass ihr Bruder, der dritte, nun erst einmal wieder die nächsten Schachzüge bestimmte.
Und dass sie erneut abwarten mussten, in welche Richtung er ihr Spiel lenken würde.

17.


psychotherapy.net
IRVIN YALOM
and the Art of
Psychotherapy

Das neue Kalenderjahr hatte begonnen.
Das Frühjahr kündigte sich an.
Anfang März schunkelten und tanzten sie am Rhein und in der Domstadt.
Verlustierten sich in den Tagen dieser sogenannten Fünften Jahreszeit.
Kehrten danach die Kamellen und den Müll zusammen.
Und wurden wieder brav.
Vorösterlich luden die Kirchen zur Besinnung, zum Begehen der Passionszeit und des Kreuzweges ein.
Alle aber sehnten sich nach dem Frühlingserwachen, den ersten wärmenden Sonnenstrahlen, dem erneuten Aufblühen der Natur.

Der eine, der Älteste der drei, las vorösterlich zwei Bücher eines ebenfalls in die Jahre und ins Alter gekommenen Analytiker-Kollegen aus den USA, der mit seinen Büchern viel Anerkennung fand und weltweit Erfolg hatte.
Irvin D. Yalom.

„Existentielle Psychotherapie“ nannte er das, was er in Praxis und Theorie verfolgte: Einen Weg der Therapie, der die existentiellen Themen des Lebens grundlegend aufgriff und sich ihnen auch philosophisch stellte, sie mit einbezog.
„In die Sonne schauen“ hieß das eine Buch, zu dem er im Vorwort schreibt: „Auch ich fürchte den Tod, wie jeder Mensch. Er ist unser düsterer Schatten, der sich nicht abschütteln lässt. Dennoch ist dies kein düsteres Buch. Meine Hoffnung ist vielmehr, dass wir begreifen, wie kostbar jeder Moment ist und wie tröstlich unser Miteinander, wenn wir unserer Endlichkeit, unserer kurzen Zeit im Licht, wirklich ins Auge sehen“
Das andere Buch von Yalom, sein letztes erschienenes, hatte er zusammen mit seiner sterbenskranken Frau angefangen und dann allein zu Ende geschrieben. Es hieß „Unzertrennlich. Über den Tod und das Leben“ – die Geschichte einer großen Liebe, über das Abschiednehmen und das Älterwerden, über das Sterben und das Leben.“

Er hatte beide Bücher zunächst aus der Bibliothek ausgeliehen, dann aber gekauft, weil es zu viele Stellen gab, die er anstreichen und markieren und für den weiteren, späteren Zugriff bei sich zu Hause parat haben wollte.

Yalom schrieb ausdrücklich, dass er nicht religiös sei und nicht an ein, wie auch immer geartetes Dasein nach dem Tod glaube.

Was wir haben, ist dieses Leben.
Nicht mehr und nicht weniger.
Das gefiel ihm – und es belastete und beunruhigte ihn zugleich.

Der andere ging dem Frühling entgegen und fand immer mehr Gefallen an dem Gedanken, „in den Großen Apfel“ zu beißen.
Und einzutauchen in den Kosmos und das Leben dieser Stadt.
Dieser Gedanke war einerseits natürlich verknüpft mit seinem Bruder und einer, wie auch immer gearteten Wiederbegegnung.
Aber New York selber, das Dortsein, das Erleben dieser Stadt bekam zunehmend auch eine eigene Faszination für ihn.
Und je näher die Osterzeit kam, um so gespannter wurde er.
Schon im Januar teilte er seiner Frau, den Kindern und seinem Büro mit, dass er voraussichtlich um die Ostertage herum nach New York fliegen werde, dass dies nötig sei, nötig sein wird, alles Weitere werde sich klären.
Seiner Frau und den Kindern gegenüber sagte er, dies sei geschäftlich.
Seinen Kollegen sagte er, dies sei privat.
Eine sich widersprechende Zweigleisigkeit, die nicht sehr klug und geschickt war.

Bücher über New York, Bildbände und Reiseberichte, häuften sich nun auf seinem Schreibtisch und hier und da in der Wohnung.
Er tauchte zum Beispiel mit den Bildern immer wieder ein in den Central Park, fand sich in Gedanken schon dort wieder, staunte darüber, wie präsent ihm diese grüne Mitte, umringt von den Hochhäuser-Fassaden, durch Filme , Fotos und Dokus bereits war.
Er sah sich im bunten Menschengewühl unterirdisch in den Gängen der Subway-Stationen, sah sich am Bahnsteig stehend, die Durchsagen hörend ebenso wie das Stimmengewirr der Menschen um ihn herum und den farbigen Sänger, der irgendwo zur Musik aus einem mitgebrachten Rekorder rappte, sah sich schon in der Subway, vis-a-vis mit Menschen jedweder Herkunft, Hautfarbe und Milieu-Verortung.
Oder er stand mittendrin am Times-Square, umgeben von all den Werbetafeln, Leuchtreklamen und visuellen Reizen um ihn herum, ging durchs Metropolitan, Guggenheim oder das MoMa, das Museum of Modern Art …
Ja, er konnte sich schon zunehmend hinein verlieren in die Orte, Bilder, Geräusche, Gerüche dieser Stadt.

Judith währenddessen erlebte die ersten Ausstellungen und Verkäufe ihrer Galerie in dieser vorösterlichen Zeit.
Und auf der Achse Berlin – New York kristallisierte sich heraus, in welche Richtung das Weitere nun passieren sollte.
Und so nahm sie Ende März erneut die Verbindung mit den beiden auf, die planmäßig noch so ganz in der Warteschleife hingen .

Der Dritte aber war, als der Frühling allmählich auch in den Catskill Mountains Einzug hielt, zurückgekehrt nach Brooklyn.
Die Arbeit begann.
Und er war dabei nicht allein, sondern einer von insgesamt 10 Personen, die sich anschickten, ihr Projekt tatkräftig umzusetzen.

18.



Dieses Mal kam kein Brief, keine Post, kein Anruf.
Sondern eine Mail.
Und sie lasen:

Grüße aus Berlin von Judith, noch immer unbekannterweise, aber das sollte sich bald ändern.
Dass Ihr hier ward, hat mir Max ja erzählt.
Und dass Euer Bruder lebt, habt Ihr ja mittlerweile von ihm selbst erfahren.
Er möchte Euch gerne sehen und mich auch.
Er hat eine Überraschung bereit, sagt er.
Und mich gebeten, mit Euch nach New York zu fliegen, und dort ein paar Tage mit ihm zu verbringen, seid Ihr bereit?
Dann mailt mir zurück.
Ich würde den Flug und alles Andere organisieren.
Mein Vorschlag: Wir fliegen in der Woche vor Ostern.
Meldet Ihr Euch?

Der vertraute Ton, die „Du"-Anrede, irritierte sie beide.
Schließlich hatten sie diese Judith ja noch nie zu Gesicht bekommen, waren ihr noch nie begegnet.
Und es schimmerte durch, dass sie wohl doch zum jetzigen Zeitpunkt mehr wusste als sie und in irgend etwas eingeweiht war.

Wie auch immer, die Geschichte drängte nach vorn.
Auf ein Weiteres, auf eine Lösung hin.
Und so ließen sie sich auf alles Weitere ein.

Als er, der Gesuchte, nun in den Spiegel schaute, musste er einen Augenblick tief durchatmen und dann lächeln.
Das würde der nächste Schritt auf seinem Weg sein.

Er schaute sich an und fragte sich, was das wohl ist, wenn ein jeder von „seinem ICH" redet.
Was wohl gemeint ist, wenn Menschen von sich sagen „Ich bin"?
Gibt es ein „Ich", das man, das sich, verlieren oder verändern kann?
Bin ich noch der, der ich gestern war?
Oder morgen sein werde?
Es gibt Menschen, die ändern ihr Geschlecht, fühlen sich in ihrem Körper fremd.

Sind gestern Mann, heute Frau, und umgekehrt.
Oder wissen nicht, was sie in diesem Entweder-Oder sein sollen, sein wollen, sind.
Es gibt Menschen, die ändern ihren Namen.
Wechseln ihre Adresse, ihre Verortungen, ihr Lebensumfeld – und nehmen wohl doch sich selbst , ihr Ich, immer wieder mit, obwohl sie vielleicht gerade dem entrinnen wollen.
Menschen, die vor sich selbst auf der Flucht sind.
Es gibt Menschen, die mehrere Ichs haben, pathologische Fälle, von Schizophrenie geplagte Individuen, Menschen, die Stimmen hören.
Wer bin ich – und wenn ja wie Viele?
Das ist durchaus eine bedenkenswerte psychologische, neurobiologische, sogar philosophische Frage.
Und es gibt Menschen, die betrachten ihr Selbstbild, ihre Selbstidentität durch eine Glaubensbrille, eine religiöse Identifikation – sie bekehren sich zu etwas, nehmen einen Glauben an, der ihrem nun „neuen Ich" Stabilität, Festigkeit und eine klar definierte Identität gibt – und sie empfinden dieses Ich prädestiniert für eine postmortale Seligkeit, wie immer sie sich diese im Himmel – als erlöstes Ich - vorstellen.

Die Dinge nahmen nun jedenfalls ihren Lauf und die Fäden liefen allmählich zueinander.

Und in der Woche vor Ostern saßen alle drei tatsächlich im Flieger, der sie über den Atlantik nach New York bringen sollte.
Sie flogen über Paris, stiegen dort in eine neue Maschine, starteten dann mit der Air France und flogen schließlich über den Atlantik in Richtung Ostküste der USA, zur Landung am JFK.
7 Stunden über den Wolken.

Judith, die von Berlin nach Paris geflogen war, schon zwei Tage vorher, um für ihre Galerie einen geschäftlichen Kontakt zu knüpfen, sahen und trafen sie zum ersten Mal
im Flughafen-Areal Charles de Gaulle, wo sie bereits in einer Bistro-Ecke saß und auf sie wartete.
Das also jetzt war ihre Erstbegegnung.
Sie hatten verabredet, dass sie sich im Finden und Zugehen aufeinander mit einer hochgehaltenen Zeitung ein beidseitiges Zeichen geben wollten, was sie auch taten.

Vor ihnen erhob sich, zur Begrüßung, eine Frau, Mitte Vierzig, schlank, braunes, nach hinten hochgestecktes Haar, sportlich gekleidet, und schaute sie freundlich-offen und mit neugierigen Augen an.
Was sah sie in den Männern, die da auf sie zukamen, und die nun auch sie zum ersten Mal sahen?
Durch den Dritten zusammengebracht.
Auf merkwürdige Weise durch das noch immer ungelöste Rätsel verbunden.
Und nun auf dem Weg über den Atlantik, um gemeinsam etwas Besonderes zu erleben.

Eine gute Stunde hatten sie noch Zeit bis zum Abflug und suchten nun ein erstes Zu - und Miteinander im Erzählen, Fragen und Erkunden, wer jetzt hier mit wem unterwegs sein wird.

Sucht mich nicht.
Sucht Euch selbst.
Beide Sätze nehmen sie mit, als sie schließlich in der Maschine sitzen.
Erleben, wie sie abhebt und Kurs nimmt.
Die Welt unter sich sehen, immer kleiner werdend, da unten
Dem Big Apple entgegen.
Und einem Wiedersehen.

Sechs Stunden später , aber in der Ortszeit sechs Stunden früher als zur Abflugzeit, landete die Maschine gegen Mittag am JFK.
Das übliche Procedere nahm seinen Lauf - das Sich-Einreihen und Schlangestehen, die Kontrolle am Schalter, schließlich das In-Empfang-Nehmen des Gepäcks.
Doch dann – eine SMS hatte ihnen mitgeteilt, wo sie hinkommen und ihn treffen sollten – war der Moment gekommen.

Es war für sie selbst schwer zu sagen, was in ihnen vorging, den beiden, als sie ihren Bruder schon von weitem sahen.
Er saß auf einer Bank.
Winkte.
Lächelte.
Und kam ihnen entgegen.

Sie schauten sich an.

Ihre Wiederbegegnung jetzt-hier,, inmitten des sie umgebenden, alltäglichen Flughafen-und Menschengetriebes, des Stimmengewirrs und der Lautsprecherdurchsagen, schien ihnen wirklich und unwirklich zugleich.
Zeit und Ort, Vergangenheit und Gegenwart, ihre Gedanken und ihre Gefühle, alles war in diesen ersten Sekunden und Minuten ein Ineinander- und ein Auseinanderfallen.
Sie umarmten sich.
Suchten nach Worten, nach einer Haltung zueinander.

Der Dritte war es wohl, nachdem er auch Judith umarmt hatte, der das Aufeinandertreffen in eine etwas entspanntere Richtung lenkte.
„Wie gut, nein, wie wunderbar, dass Ihr gekommen seid!“, sagte er.
„Ich weiß, das unser Wiedersehen jetzt und all das Vorangegangene einiges an Erklärung von mir braucht.
Und vielleicht muss ich damit umgehen, dass ihr auch Ärger und Unmut mitgebracht habt …
Aber bitte, gebt mir, gebt uns jetzt etwas Zeit.
Ich freu mich, dass Ihr hier seid … Alles soll sich, hoffentlich finden!“
Er lächelte sie an.
Sie nickten.
Und umarmten sich noch einmal.

Im Bewusstsein, dass nun viel in ihnen und zwischen ihnen darauf wartete, Klärung und Kontur zu finden.

Hier-Jetzt.
Im großen Big Apple.

ZWEITER TEIL

19.



Die nächsten Stunden in New York waren für alle Vier in mehrfacher Hinsicht der Versuch, HINEINZUGEHEN INS … JETZT.
Was immer dieses „Jetzt“ auch war, was immer es sein sollte, was immer es sein würde.

Sie fuhren vom JFK durch den Nachmittagsverkehr mit einem Großraumtaxi mitten in den Big Apple hinein, zum Port Authority, dem zentralen Bus-Bahnhof.
Kurz danach – Judith hatte es von Berlin aus organisiert – betraten sie ein kleines Hotel, 46. Street/West-Side, in dem drei Zimmer für sie reserviert waren.
Eine Woche, so waren sie übereingekommen, sollten und wollten sie nun hierbleiben und in den Großen Apfel beißen.
Und erst nach den Ostertagen wieder zurückfliegen.
Die Zimmer waren von ihrem Bruder, dem Dritten, bezahlt.
Und sie hatten nun - nach ihrem Flug und diesem ersten Eintauchen in die Stadt - bis zum Abend Zeit, um sich für’s Erste in den Zimmern einzurichten, aufs Bett zu werfen, durchzuatmen, sich frisch zu machen, runterzukommen – soweit es denn möglich war.

„Ich hole Euch gegen Acht ab“, hatte ihr Bruder, der nach all den Jahren so plötzlich wieder präsent war, zu ihnen gesagt.
Und so war es.

Durch das abendliche New York, Midtown, gingen sie, eingetaucht in den nicht abreißenden Verkehr, das ununterbrochene Fließen um sie herum, das Hupen, Stimmengewirr, die anhaltende Geschäftigkeit einer Stadt, die zu keiner Tages- und Nachtzeit schläft.
Sie folgten ihm.
Und saßen kurz danach in einem kleinen italienischen Restaurant, in einer ruhigen Ecke, an einem für sie reservierten Tisch.

„Wie soll ich anfangen?“, sagte ihr Bruder, nachdem sie alle bei ihrem Wein saßen, den sie bestellt hatten, und ihn anschauten.
„Ich wusste einfach nicht mehr, in welche Richtung es weitergehen sollte – kennt Ihr das?
Und dann passiert etwas, wo Du gedacht hast, das wird die nie passieren, und dann passiert es dir ….“

Und dann erzählte, offenbarte er sich, entblößte sich vor den Dreien, die nun tatsächlich sein rätselhaftes Spielchen mitgemacht hatten, und nun hier mit ihm am Tisch saßen, an diesem Abend, an diesem Tag ihres Lebens, in diesem kleinen italienischen Restaurant.
Er erzählte davon, wie sehr er gesucht hatte, von seinen Irrungen und Wirrungen, seinem plötzlichen Abtauchen aus Berlin, seinem Andocken hier in New York, und davon, dass es ihm wichtig sei, sie um Verzeihung zu bitten für sein Verhalten.

Sie hörten ihm zu, fragten nach, erzählten ebenfalls von sich.
Und mit jedem Glas Wein, dass sie tranken, in allem Reden, fanden sie vorsichtig und behutsam für's Erste ein Miteinander, wohl wissend, dass dies jetzt gerade erst der Anfang für alles Weitere war.

Kurz bevor sie dann bezahlten und ins Hotel zurück gingen, sagte ihr Bruder:
„Ich bitte Euch, mir in den kommenden sieben Tagen ein bisschen die Regie zu überlassen, und Euch einzulassen auf das, was ich mit euch teilen möchte.
Ich möchte Euch an jedem Vormittag zu einem Ort führen und diesen Ort mit dem verbinden, was mir wichtig geworden ist in dieser Stadt.
Was ich hier gefunden habe.
Und was Ihr vielleicht auch finden könnt, jeder für sich.
Ich verbinde diese Orte mit meinen Fragen.
Ihr werdet dann meine Briefe verstehen, meine Sätze, meine Einladung hierhin …
Und eine Antwort bekommen auf die Frage, was es mit dem Haus und der Adresse in Brooklyn auf sich hat.“
Mehr sagte er nicht.
Mehr erfragten sie nicht.
Sondern verließen das kleine Restaurant und kehrten zurück in ihr Hotel.
Gespannt darauf, in welche Richtung es nun in den nächsten Tagen gehen würde.

Als sie auf ihren Zimmern waren, hörten sie leise von draußen, wie ein nicht abzustellendes Grundrauschen, die ununterbrochene Geräuschkulisse der Stadt.
Sie spürten ihre Müdigkeit.
Und nahmen ihre ersten Eindrücke, Fragen und Erwartungen mit in den Schlaf.

Das „Sucht mich nicht“ hatte sich nun jedenfalls mit dem Zusammenfinden und dem Einfinden hier in dieser großen Stadt erledigt.

Das „Sucht Euch selbst“ aber blieb offen.
Als Frage.
Als Aufforderung.
Als Einladung.
Was auch immer.

20.



Am nächsten Morgen frühstückten sie zunächst in einem Starbucks um die Ecke und nicht im Hotel, weil sie vergessen hatten, sich dafür anzumelden.
Es war ein Montagmorgen.
Im Starbucks war ein Kommen und Gehen.
Manche, die reinkamen, waren auf dem Weg zu ihrer Arbeit, unterwegs zu ihrem Tagwerk, hatten es eilig.
Andere saßen an den Tischchen, tranken ihren Kaffee, aßen ihre Croissants und Bagels, waren in ihre Handys, ihre Laptops, eine Zeitungslektüre oder ein Buch vertieft und hatten es scheinbar nicht so eilig.
Leise Musik lief im Hintergrund – Ray Charles, Smooth-Jazz, leichte Popsongs.
Stimmen um sie herum, Bestellungen, freundliche Aufrufe, wenn eine Bestellung fertig war, ein Handyklingeln, ein Lachen, ein Erzählen.
Von draußen Verkehrsgeräusche, wann immer die Tür aufging.
Willkommen also an einem Montagmorgen in New York.
Wo immer du herkommst, wer immer du bist, wo immer du hinwillst – hier und an diesem Tag.

Als plötzlich ein Song der Beatles im Hintergrund lief, schmunzelte er und dachte: „So soll es sein!“
Und sagte seinen drei Gästen, wohin es an diesem ersten Tag nun gehen sollte.

Als sie das Starbucks gegen 9.00 verließen, liefen sie durch den morgendlichen Verkehr in nördliche Richtung, am Columbus Circle vorbei, und dann ein Stück durch den unteren Central Park, West-Side, bis in die Höhe der 72. Straße.

Der Central Park - diese grüne, großflächige Mitte in der geschäftigen, aufwühlenden, verkehrsreichen und lauten Stadt.
Nur mit wenigen Schritten über die Straße das Zurücklassen und das Hineingehen ins Grün, unter die Bäume, auf die Wiesen und Wege dieser Oase - von allen Seiten gerahmt mit den imposanten, hochschießenden Fassaden, den himmelwärts strebenden Hochhäusern und Geschäftsgebäuden.
Ein eigener Kosmos im Großstadtgetriebe, dem man im Übergang gerade entronnen ist und in das man später wieder eintauchen wird.
Wie präsent dieser Park doch ist durch Filme, Fotos, Bücher, Kataloge – auch wenn man selbst nie da war.
Aber nun waren sie da.

Und gingen zu einem Ort, einem Anziehungspunkt für Viele.

Das Dakota.
Der Ort, wo John und Yoko, in der zweiten Hälfte der 70er Jahre, ihre New Yorker Beheimatung gefunden hatten, in einem Appartement, ihrem Rückzugsort.
Wo Lennon dem Schatten seiner Fab-Four-Vergangenheit entfliehen wollte.
Und wo er am 8. Dezember 1980 – mit seiner Frau spätabends aus dem Musikstudio kommend, beim Aussteigen aus dem Auto, vor dem Eingang des Hauses – erschossen wurde.
**Walking on thin Ice* hieß das Musikstück, an dem sie kurz vorher im Studio noch gearbeitet hatten.*
Das Leben: Ein Gehen auf dünnem Eis.

Direkt gegenüber vom Dakota, ein paar Schritte über die Straße und in den Central Park hinein, fanden auch sie das Lennon Memorial – Pilgerplatz für Unzählige, die Lennon noch einmal nahe sein wollen.
So auch an diesem Morgen.
Sie kamen zu diesem Ort und sahen schon im Zugehen auf die Gedenkstätte mit dem kreisrunden Mosaik und der Aufschrift „Imagine“ in der Mitte, eine Gruppe von Menschen, die drum herum standen, sich unterhielten oder andächtig drauf schauten, etwas ablegten und einen Song summten, der sie mit Lennon verband.

Imagine there's no heaven
It's easy if you try
No hell below us
Above us, only sky
Imagine all the people
Livin' for today

Imagine there's no countries
It isn't hard to do
Nothing to kill or die for
And no religion, too
Imagine all the people
Livin' life in peace

You may say I'm a dreamer
But I'm not the only one
I hope someday you'll join us
And the world will be as one

Imagine no possessions
I wonder if you can
No need for greed or hunger
A brotherhood of man
Imagine all the people
Sharing all the world

You may say I'm a dreamer
But I'm not the only one
I hope someday you'll join us
And the world will live as one

Als sie nach einer Stunde den Platz verließen- sie waren auch über die Straße gegangen, hatten vor dem Eingang des Dakota gestanden, hatten zum Gebäude hochgeschaut und, wie Andere wohl auch, diese etwas beklemmende Magie des Ortes gespürt – liefen sie noch eine Weile in den Central Park hinein.
Es war ein milder Frühlingstag, zum Mittag hin wurde es zunehmend warm.

Als sie sich, etwas abseits, auf eine Wiese setzten, blickten sie ihn erwartungsvoll an.
Er hatte sie ja hierher geführt.
Und wollte, wie am Vorabend angekündigt, zu jedem Ort etwas Erläuterndes sagen.
Einen Augenblick ließ er sich Zeit, während eine Gruppe von Kindern an ihnen vorbeiging.
Doch dann schaute er sie an und sagte:
„Wir alle kennen den Song und den Traum, den Lennon da besingt, von einer besseren Welt, und wer mag ihn nicht – den Song, den Traum, und wohl auch Lennon, dessen Gesicht wir alle noch vor uns haben.
Aber war er glücklich hier in New York?
Glücklich mit seinem Leben?
Glaubte er an das, was er sang?

Und mit welchen Dämonen hatte er doch selbst zu kämpfen – in seiner Zerrissenheit, mit seinen Schattenseiten, mit seinen Abgründen …
Wie war das vorhin, für Euch, an diesem Ort zu sein?“
Was denkt ihr?“
Die anderen Drei hatten ihm zugehört und ließen sich ein auf das, was er gesagt und gefragt hatte.
Die Beatles, ihre Lieder, ihr Auseinandergehen.
Lennon in seinem „zweiten Leben“ und seiner Beziehung zu Yoko.
Die Erinnerung, wie das auch für sie war, als die Nachricht von seinem Tod um die Welt ging.
Und der Song, der Traum von einer besseren Welt.
Es dauerte nicht lange, da wurde ihr Gespräch grundsätzlicher und persönlicher.
Walking on thin Ice, Leben auf dünnem Eis.
Die Frage nach dem Lauf der Welt.
Nach dem privaten Glück.
Nach dem, was alle Träume, alles Dasein ‚so plötzlich beenden kann“

So saßen sie da, an einem Frühlingstag, zur Mittagszeit, mitten im New Yorker Central Park.
Bis sie Hunger bekamen, aufstanden und aus der grünen Oase zurückkehrten, wieder eintauchten in den Verkehr, den Lärm und das Getriebe der Stadt.

Das Dakota ließen sie hinter sich.
Das „Imagine“ klang noch in ihnen nach.
Und auch ihr Gespräch – das, was ihnen eingefallen war, was sie einander erzählt und miteinander geteilt hatten …

Imagine all the people
Livin' for today

Es gibt nur das beständige Hineingehen
ins EWIGE JETZT.

21.



Auch an den folgenden Tagen besuchten sie nun, immer in der ersten Tageshälfte, gemeinsam jeweils einen Ort, zu dem er sie hinführte, und – das war ihm wichtig und gehörte mit zu seinem Arrangement – saßen hinterher zusammen zum Austausch über das, was der Ort und das Erleben in ihnen ausgelöst, mit ihnen gemacht hatte.

Am zweiten Tag war es das Museum of Natural History, genauer das Rose Center of Earth and Space, mit dem Eingang an der 81. Straße West.
Nach dem Frühstück, an diesem zweiten Morgen in ihrem Hotel, hatten sie sich wieder auf den Weg gemacht und gingen diesmal nicht durch den Park, sondern direkt vom Columbus Circle die Verkehrsstraße Central Park West hinauf.
Noch einmal kamen sie am Dakota vorbei, erinnerten sich an gestern.
Und standen eine Stunde später im Museum.
Sie streiften umher, schauten sich um und waren beeindruckt von dem, was sie alles sahen – von der Haydn Sphere Kugel und alldem, was es zu sehen gab an Bildern, Fotos, Impressionen aus der 13-Milliarden-jährigen Geschichte des Universums, mit all den Galaxien, Sternen und Planeten …

Und mittendrin unser winziger, kleiner, unbedeutender Punkt namens „Erde".

„Kommt, ich will Euch was zeigen!", sagte er nach einer Weile, und führte sie nach oben in den Teil der Ausstellung, wo großflächige Fotoaufnahmen der NASA zu sehen waren.
Sie gingen, ihm folgend, gezielt zu einem großflächigen Bild, wandgroß, das ihnen einen nie zuvor gesehenen Blick ins Universum vermittelte.
Was sie sahen, war überwiegend schwarz.
Pechschwarz.
Und im Unterschied zu vergleichbaren Fotos, wie man sie aus Büchern oder Dokumentationen kennt, von einer Magie, die sie anzog und hineinzog.
Eine Wirkung, die ähnlich vereinnahmend war, wie der gestrige Besuch am Dakota und dem Lennon Memorial, nur anders, denn hier beamte es sie weit weg in eine Unendlichkeit und Tiefe, mit der sie alles Irdische im Unbedeutenden hinter sich ließen, und ganz ins Hier-Jetzt einer unendlichen Weite eintauchten und verschwanden …

Je länger sie hinschauten, überkam sie ein merkwürdiger Schwindel und so etwas wie eine innere Leere, die dem entsprach, was vor ihnen zu sehen war.
Sie schwiegen, schauten, konnten sich minutenlang nicht abwenden.

Und hatten die zweite Impression bekommen, die ihm wichtig war und die er mit ihnen teilen wollte.
Hier im Big Apple, mitten in New York, diesem Mikro-Kosmos menschlicher Zivilisation - inmitten dessen, was wir Erdlinge das „unendliche Universum" nennen.
Und auch nicht ansatzweise begreifen und erfassen können.
Wie weit auch immer der Mensch mittlerweile vorzudringen versucht – in diese grenzenlose, stumme, alles verschluckende kosmische Tiefe.

Den weiteren Verlauf des Tages verbrachten sie dann unterschiedlich, nachdem sie sich vor dem Rose Center voneinander verabschiedet hatten.
Der eine ging zurück ins Hotel und brauchte erst einmal Ruhe und etwas Schlaf, bevor er am späten Nachmittag alleine einen Spaziergang durch Midtown machte, sich mit ein paar Zeitungen in ein Café setzte und seine bisherigen Eindrücke zu verarbeiten suchte.
Der andere schlenderte durch den Central Park, setzte sich auf eine Bank, ließ die Menschen an sich vorbeiziehen, die zum späten Mittag wie er selbst im Park unterwegs waren, telefonierte mit zu Hause, mit seiner Frau, tauchte dann ein in die nächstgelegene Subway-Station und fuhr unterirdisch Richtung Downtown.
Der Dritte aber genoss noch einmal das Wiedersehen mit Judith und spazierte mit ihr den Broadway entlang.

Am Abend gegen Acht trafen sie sich wieder in dem kleinen italienischen Restaurant, in der gleichen Ecke, wie am Abend zuvor, und wie dann auch an den folgenden Abenden.
Es waren nicht viele Gäste da und der Chef des Ristorante bediente sie selbst und erkannte sie wieder …
„Merottttt again?" fragte er freundlich, als es um die Weinbestellung ging und sie nickten.

„Erinnert Euch an die Wirkung, die das Bild aus dem Universum heute auf Euch gemacht hat", begann der Dritte schließlich, „was habt Ihr empfunden und gefühlt?
Als ich es vor ein paar Jahren bei meinem ersten Aufenthalt hier in New York gesehen und davor gestanden habe, da hat es mich weggeblasen … Ich musste bei meinem Rundgang durch's Museum immer wieder dahin zurück. Diese abgrundtiefe Schwärze, diese dunkle Unendlichkeit, in der sich alles,

was darin existiert an Planeten, Galaxien und Sternen-Nebeln schweigend verliert …“
Sie schwiegen – in Resonanz zu seinen Worten - alle einen Augenblick und teilten sein Empfinden.

„Wisst ihr, lange Zeit dachte ich immer, dass alles Leid, alles Unglück auf dieser Erde der Grund ist, der dem Glauben an einen gütigen Gott und seine behauptete Allmacht, seine Barmherzigkeit, entgegensteht.
Das Leiden als Fels des Atheismus, jedes gequälte Kind, jedes verhungerte Kind, jedes getötete Kind als Schrei gegen Gott und Widerlegung seiner Existenz.
„Wenn es Gott gibt, den Gerechten – warum?“ heißt die jüdische Frage, in der sich alles metaphysische Rebellieren der Menschheit mit ihren Tragödien und Kriegen, jedes leidvolle Einzelschicksal wiederspiegelt.
Nach Auschwitz noch an Gott zu glauben, zumindest an den jüdisch-christlichen Gott, wie soll das gehen?“
Wieder schwiegen sie, ihm zuhörend.

„Aber als ich vor diesem Foto aus dem abgrundtief-schwarzen Universum stand, schob sich eine andere Frage davor, nämlich: Wie sehr ist all das, was wir an Leben und Welterleben auf unserem Planeten Erde haben und teilen, verloren im unendlichen Weltall …?
Ein einziger, sinnloser, kosmischer Witz.
Kein Echo auf unsere Gebete, sie verhallen in einer leeren Unendlichkeit, die uns anschweigt.
Und keine menschliche Antwort auf all das.
Alles ein sinnloses, wertloses Existieren.
Unser Geworfensein ins Dasein, als ein unendliches Fallen ins schwarze Nichts.“

Was hatte er nach seinen Worten erwartet?
Zustimmung oder Widerspruch?
Achselzucken oder geteilter Trübsinn?
Themawechsel?
Ein Befremden?

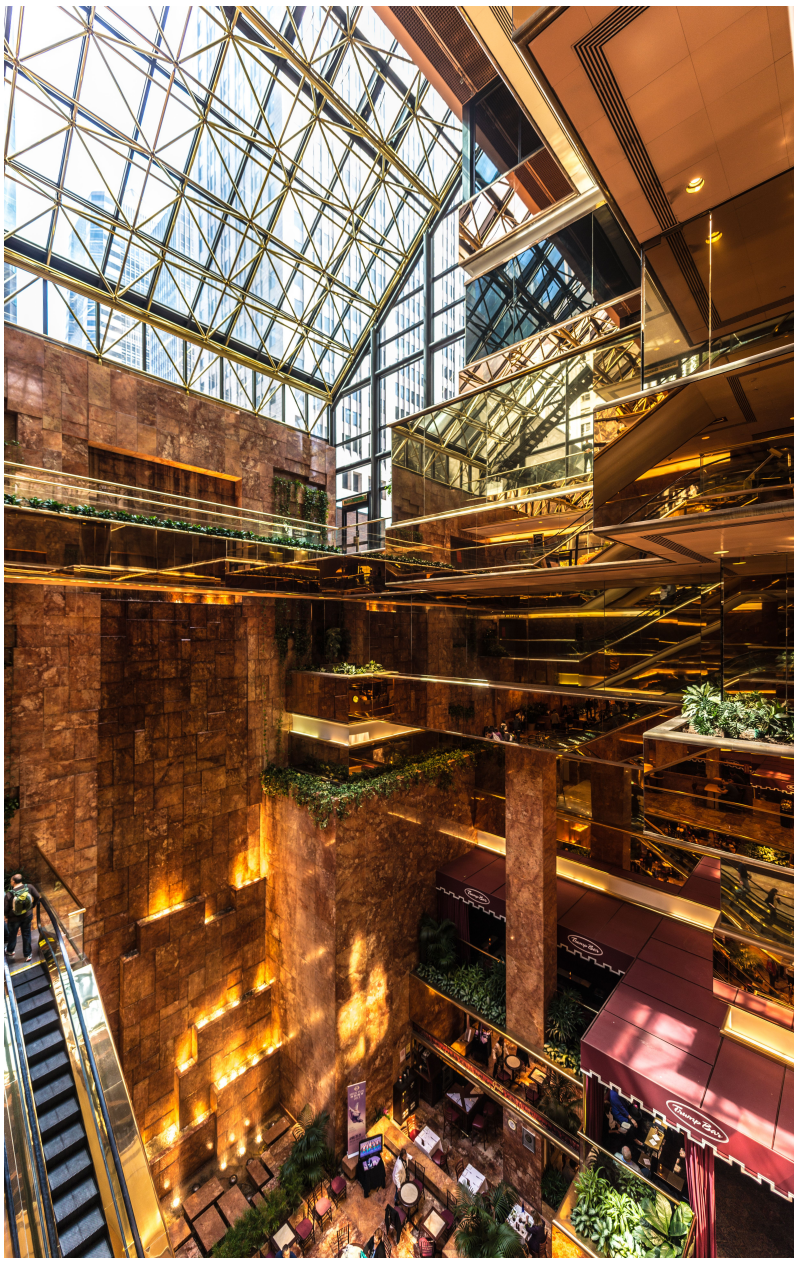
Bevor die Anderen reagieren und antworten konnten, setzte er aber nochmal nach und sagte: „Und doch gibt es uns … wir therapieren und kurieren unsere Seelen, wir schaffen Lebensräume und Beheimatungen, können nicht

anders als schöpferisch und kreativ zu Künstlern werden, bestenfalls zu Lebenskünstlern!
Deshalb nehmt mit, was uns gestern und heute berührt hat.
Und lasst uns jetzt hier sein, noch ein paar Tage in den Großen Apfel beißen, diese verrückte Stadt verdauen und das Miteinander feiern …
Le Chaim! Auf das Leben!“

Er schaute sie an, prostete ihnen zu … und strahlte sie an, als ob alle zuvor beschworene Düsternis doch noch zu erhellen sei.

Und so endete der zweite Abend nicht im Trübsinn, sondern im Reden, Erzählen, Lachen.
Und in einer vom Rotwein zunehmend beflügelten Angeregtheit und Leichtigkeit im augenblicklichen Hier & Jetzt.

22.



Als sie am nächsten Morgen - es war ein Mittwoch - durch die Eingangstür traten, befanden sie sich in einem hochgeschossigen Luxus-Tempel, dessen beabsichtigte Vereinnahmung sie augenblicklich spürten - ein gut 200 Meter nach oben steigender Wolkenkratzer, mit 58 Etagen , Appartements , Büros und Geschäftsräumen, an der Fifth Avenue, Ecke 56th Street, mitten in New York.

Das Atrium, in dem sie sich wiederfanden, erstreckte sich über fünf Stockwerke .
Überall sahen sie Marmor, vergoldete Fassaden, Umrahmungen und Geländer, große Glas- und Fensterflächen, einen riesigen Spiegel und einen achtzehn Meter hohen Wasserfall.
Es protzte nur so aus jedem Winkel und aus jeder Perspektive, wohin die Blicke und Schritte der Besucher auch gingen.
Exklusive Geschäfte und Cafés, uniformiertes Aufsichtspersonal , einladende Rolltreppen – und farbige Bedienstete, beschäftigt mit ihren Säuberungs- und Reinigungsarbeiten, damit alles makellos und poliert glänzen konnte.
Über den Büros in den mittleren Etagen schließlich mehr als drei Dutzend luxuriöse Wohnungen mit spektakulären Ausblicken auf Manhattan.
Und ganz oben, über drei Etagen, die Residenz der Familie, deren Oberhaupt dem Turm seinen Namen gab.

Sie befanden sich im TRUMP-Tower, mit dem der Besitzer sich ein Denkmal und einen Ort der Huldigung geschaffen hatte.
Durch schmutzige Geschäfte, halbdunkle Deals und intransparente Finanzierungen.

„Und nun“, hörten sie, als sie alle wieder auf der Straße standen, „geht heute Eure eigenen Wege durch diesen Big Apple, schaut Euch um, setzt eine andere Brille auf ... und bekommt einen Blick für die ANDERE Seite dieser Stadt! Ihr werdet sie schnell zu Gesicht bekommen!“

Und so gingen sie in ein eigenes Tagesprogramm.
Bevor sie sich alle zusammen am Abend beim Italiener – „Merlott again?“ - wiedersahen.
Sie stiegen hinunter in die Unterwelt der Metro, gingen durch die Drehkreuze, warteten auf die Linien der Subway, stiegen in die meist überfüllten Wagen – „Stand clear of the closing doors, please!“ - und wieder

aus, um erneut an die Oberfläche und ans Tageslicht zu kommen, und sich wiederzufinden an verschiedensten Orten.
Sie begannen ganz unten im Umfeld des Financial Districts und der Wallstreet, liefen dann den Broadway hoch, tauchten kurz ein in die Viertel von Little Italy und China Town, schafften die Strecke bis zum Union Square, holten sich in einem Fast-Food-Laden etwas zu Mittag und setzten sich dann auf die Bank, dem bunten Treiben um sie herum zuschauend …

„Und nun geht heute eure Wege und habt einen Blick für die andere Seite der Stadt!“
Sie behielten diesen Satz, nach ihrem morgendlichen Besuch im Trump-Tower, im Kopf.
Auch noch am Nachmittag, als sie erneut in die Subway stiegen und mit der Linie 4 Richtung Harlem fuhren.

Was nun sahen sie an diesem Tag?
Sie sahen die Nacht-Gestalten dieser Stadt bei Tageslicht - dieser Stadt, von der Sinatra sang: „“If you can make it there, you’ll make it anywhere; it’s up to you, New York, New York.” -
Die Heruntergekommenen sahen sie, an denen das geschäftige Leben vorbeilief, als gäbe es sie nicht.
Die Orientierungslosen, inmitten all des scheinbar so zielstrebigen Treibens um sie herum.
Die Zurückgelassenen, für die kein Platz mehr war im Kosmos des Big Apple.

Sie sahen die dreckigen Schlafsäcke als zurückgelassene Nachtlager in den Ecken liegen.
Sahen regungslose Gestalten auf der Straße sitzen, mit ihren leeren Gesichtern und hoffnungslosem Blick.
Sahen die alten, schlurfenden Gestalten, um die alle einen schnellen Bogen machten.
Sahen die Bettler, Verstörten, Zerrissenen, Verzweifelten.
Sahen die Armut leibhaftig auf Schritt und Tritt, den menschlichen Abfall vom großen Traum der Stadt, in der es jeder schaffen kann, jeder seine Chance hat, jedem der Biss in den Goldenen Apfel als Reiz vermittelt wird …

Es war nicht so, dass der Tag sie nicht auch erfüllt hätte mit positivem Erleben.

Hier zu sein, einzutauchen in diesen einzigartigen Ort, in den Kosmos dieser Weltstadt, sie zu „atmen“, wie der Dritte es formuliert hatte, war schon großartig.
Aber nach dem morgendlichen Besuch im Trump-Tower hatten sie auch eine andere Brille aufgesetzt und waren mit einem anderen Blick durch den Tag gegangen, mit einem Blick für die andere Seite der Stadt, die der kanadische Musiker Bruce Cockburn einmal spöttisch mit der Zeile besang: „They tried to build the New Jerusalem and ended up with New York“ …

Am Abend, dem dritten beim Italiener, ließen sie sich ein auf die Eröffnung des Bruders:
„Sicher kennt ihr die Geschichte vom Prinzensohn Gautama … Wohlbehütet und beschützt, von der Außenwelt abgeschirmt und mit allen Wohltaten verwöhnt, wuchs er auf, so die Legende. Bis er eines Tages den Palast verließ, neugierig auf die Welt da draußen, die ihm bisher verschlossen war und die er nicht kannte …
Und so begegneten ihm das Alter, die Armut, die Krankheit und die Vergänglichkeit als Realität des Daseins in der Gestalt von Menschen, die ihm außerhalb der Mauern seines Palastes das Leben spiegelten.
Und von da an hatte er nur noch einen Wunsch: Dieses Leben zu verstehen, diese andere Seite der Welt zu durchdringen, sich dem zu stellen, was er bislang nicht sehen sollte in seinem wohlbehüteten Dasein als Prinzensohn.“

Es folgte ein angeregtes Gespräch, in dem es schnell um Politik und Gesellschaftsanalysen, um systemische Fragen und globale Ungerechtigkeit, um Arm und Reich und um Zukunfts- und Überlebensfragen der Menschheit ging …

„Was aber ist nun mit uns, in alldem?“, fragte der Dritte schließlich, „sind wir mit unserem Leben nicht unentrinnbar verstrickt und ein Teil dessen, was wir beklagen und fordern und doch nicht leben, nicht leben können, nicht leben wollen?“

Als sie gegen Mitternacht wieder auf ihren Zimmern waren, ging jedem von ihnen, jedem auf seine Weise, das bisher Erlebte, der Tag und die abendliche Diskussion noch nach.

Der eine dachte an seine nun zurückliegenden Berufsjahre, in denen es seine Profession gewesen war, das Seelenleben seiner Klienten zu erhellen und

ihnen zu helfen, sich und die Welt besser zu verstehen, sich wieder stabiler und besser in ihrem Dasein zu verorten.
Er dachte an seine Wohnung in Köln, in die er nächste Woche wieder zurückkommen würde, und damit in sein Leben – mit „Freud", seinen Büchern, seiner Einsamkeit und seiner Angst vor dem weiteren Älterwerden, der Angst vor dem Tod.
Er dachte an Auster und Yalom – und an das, was er in ihren Büchern gefunden, angestrichen, markiert hatte, mit Ausrufe- und Fragezeichen am Textrand.
Er dachte, wie diese Woche hier in New York mit ihrem Bruder, dem dritten, wohl enden würde und was es mit dem Haus und seiner „Überraschung" wohl auf sich hatte.
Und bevor er das Licht ausmachte, kam ihm noch einmal in den Sinn, wie es sich angefühlt hatte, nach dem Flug und der Landung, als sie wieder festen Boden unter den Füßen hatten.
Wie in den ersten Stunden eben dieser Boden unter seinen Füßen merkwürdig nachgab und wippte, dieses Empfinden, nach all den Stunden in der Luft, dass es sich im Gehen noch so merkwürdig instabil anfühlte.

Der andere lag im Bett, griff nach seinem Handy und versuchte seine Frau zu erreichen, aber vergeblich – für sie war es jetzt gerade erst oder gerade schon, je nachdem, die frühe Morgenstunde.
Danach aber ließ auch er noch einmal die letzten drei Tage Revue passieren. Und dachte, im Nachklang zur abendlichen Gesprächsrunde und Diskussion, an Sumatra und seine Erlebnisse dort … und an das Krankenhaus-Projekt, aus dem nun wohl nichts geworden war.

Judith schließlich war, hundemüde und erschöpft, schnell eingeschlafen. Aber in ihren Traumsequenzen tauchten die Impressionen der Nachtseite dieser Stadt noch einmal auf … sie sah in Gesichter, begegnete Gestalten, schaute in Graffiti-beschmierte Ecken, sah sich in Subway-Gängen rauf und runter laufen, hörte Polizeisirenen … und schlief unruhig.

Der Dritte schaute vor dem Zubettgehen noch einmal in den Spiegel.
Und dachte: Was werden sie von mir denken, wenn sich unsere Wege am Ende der Woche erst mal wieder trennen und sie klar sehen, was ich vorhabe?
Und wie werden sie selbst zurückkehren in ihr Leben zuhause?

23.


9-11-01
THIS CHAIN MADE INTO A CROSS BY A FIRE
PIECE OF MARBLE
FOUND
CREW
HOPE
DANNY CORREA
Mary Lou Hague

Als sie am vierten Morgen zunächst im Hotel frühstückten, sah einer von ihnen von der Zeitung auf, in die er einen Blick geworfen hatte.
Auf der Titelseite ein Bild von Obama, dem ersten farbigen Präsidenten der USA, der nun seit einiger Zeit, zum zweiten Mal wiedergewählt und im Amt war.
Was war von ihm noch zu erwarten?
Welche Hoffnungen waren weiterhin mit ihm verbunden?
Die erste Euphorie seiner Präsidentschaft war vorüber, aber immer noch strahlte er etwas aus, was vielen Hoffnung und Zuversicht gab.
„Stellt Euch nur vor", sagte Judith, die in der Nacht nicht gut geschlafen hatte, in die Runde „er hätte die Wahl nicht gewonnen und die Republikaner würden hier wieder regieren, wie zuvor Bush & Co …nicht auszudenken!"
„Leuten wie Trump und Konsorten würde es gefallen!" war die Antwort, „und wer weiß, in diesem Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist er doch für Viele ein Held., dieser Trump. Einer, der's geschafft hat.. Womöglich kommt der ja noch selbst auf die Idee, sich als Präsidentschaftskandidat und als Führer der Nation zu bewerben!"

Nach ihrem Frühstück besuchten sie heute einen Ort, der sich global in unser aller Gedächtnis geschrieben hat – mit einem Datum und mit den damit verbundenen Bildern und Szenen einstürzender Türme.

Als er sich das erste Mal – zusammen mit einem Freund, es war im Frühjahr 2002 – diesem Ort genähert hatte, sie kamen von Greenwich Village und Tribeca, merkten sie im Zugehen, wie sich die Luft merkwürdig veränderte, denn im größeren Umfeld wurde noch immer entsorgt und abgeräumt.
Und dann standen sie da, ein halbes Jahr später.
Viele Besucher, Touristen, Neugierige waren da.
Ringsherum abgelegte Blumen, Fotos, Briefe, Widmungen, Spruchkarten.
Zum großen Teil schon vergilbt, verwelkt, unansehnlich.
Aber dazwischen immer wieder frische, dazugelegte Beigaben.
Am „Ground Zero" – ein halbes Jahr nach Nine Eleven.
Besucherströme drumherum.
Aber zu sehen war nur eine sehr großflächige, abgesperrte Baustelle.
Die Türme, die Trümmer, weitgehend entsorgt.
Betroffenheit lag in der Luft, Trauer, Fassungslosigkeit noch immer.

Nun, an diesem Vormittag und Jahre später, standen sie am neu errichteten World Trade Center, diesem Erinnerungsort im Südwesten von Lower Manhattan.
Und gingen umher, auch hier wieder als Teil der Besucherströme rund um die neuen Gebäude, das Museum, die gepflanzten Bäume und die zwei Memorials mit den eingravierten Namen aller Opfer, genau da, wo die beiden Türme gestanden hatten.
Fast 3000 Namen.
Und jeder Name: Ein so tragisch, so dramatisch, so plötzlich und grausam beendetes Leben.
Am Morgen des 11. September 2001.

Und noch einmal kamen ihnen die Bilder dieses Tages in den Sinn und wurden gegenwärtig, vom Dienstagnachmittag MEZ , ununterbrochen gesendet in den folgenden Stunden, wo immer man auf den Fernsehkanälen umschaltete.
Und sie wussten noch, wo sie waren, was sie taten, was sie sahen und empfanden, als die Bilder kamen, in unzähligen Sequenz-Wiederholungen: Die in die Türme fliegenden Flugzeuge, die Löcher, der Rauch, das Fallen, die Schreie des Entsetzens, die in Panik fliehenden Menschen, die Rauchwalzen, die stürzenden Körper, winzig als kleine fallende Schatten, die Sirenen und die mit Schutt, Dreck, Ruß bedeckten und weinenden Menschen … Und immer wieder dieses „O my God! Look, look! They are falling!!!!“ …

Sie saßen anschließend in einem McDonalds- Restaurant, ein paar hundert Meter vom Ground Zero entfernt, schweigsam und nachdenklich.
Bis einer sagte: „Stellt es Euch vor, wie es hier in diesem McDonalds wohl gewesen ist, als draußen die Flugzeuge in die Türme rasten … Sie saßen hier, an einem zunächst ganz normalen Morgen ihres Lebens, Erwachsene, Jugendliche, vielleicht Väter und Mütter mit ihren Kindern …
Und dann eine Erschütterung, ein knallendes, hallendes, donnerndes Echo von draußen …
Was war, was ist das, JETZT?
Eine Bombe, eine Detonation, ein Einschlag, ein Beben?
Und während wir zu Hause sofort die Bilder der in die Türme rasenden Flugzeuge vor Augen hatten, wussten sie hier nichts von alldem, was da draußen gerade passiert war … sahen fliehende, schreiende Menschen, sahen die Rauchwalzen und Niederschläge, erfasste sie hier alle nur die noch

ganz unvermittelte Angst, gleich könnten sie selbst sterben, wodurch auch immer ausgelöst …“

Den weiteren Tag verbrachten sie heute noch einmal im Central Park und dann, auf der östlichen Seite des Central Parks , an der Upper Eastside, im Guggenheim-Museum.
Das große Metropolitan hatten sie sich für den kommenden Sonntag vorgenommen.

Der Dritte begleitete sie heute nicht.
Entschuldigte sich in eigener Sache.
Und erst am Abend sahen sie ihn wieder.
Beim Italiener.

Sie sprachen noch einmal über die Ereignisse am und nach dem 11. September 2001.
Teilten ihre Erinnerungen und Fragen, sprachen über die Weltentwicklung danach.

Doch dann, sie waren ja nun schon eine gute halbe Woche, seiner Einladung gefolgt und mit ihm hier in New York unterwegs, hatte ihre gespannte Zurückhaltung ein Ende.
Und sie bedrängten ihn mit all ihren Fragen.
Was das denn nun gewesen sei, mit seinem plötzlichen Verschwinden aus Berlin, ohne irgendeinen Hinweis und ohne irgendein Lebenszeichen.
Und was das sollte, diese ihnen zugesandten Briefe mit ihrem rätselhaften Inhalt, eine Aktion, die selbst Judith nicht durchschaute.
Und was es denn nun wäre, mit der Überraschung und dieser Adresse in Brooklyn, diesem Haus.
Die beiden Brüder wussten ja mittlerweile, dass Judith bereits hier war, das Haus sogar mit ihm, dem Dritten, betreten hatte.
Was also, um Himmels willen, war das jetzt?
Und was sollte es noch werden?

24.



Er hielt ihre fragenden Blicke aus, schwieg eine Weile, und sagte dann: „Ja, ich bin Euch nun wirklich ein paar Erklärungen schuldig. Eigentlich hatte ich auch schon längst damit gerechnet, dass Ihr mich löchert und Euch auf nichts einlasst, bevor ich nicht all eure Fragen beantwortet habe …“
Er lächelte.
Und fuhr fort: „ Wir alle haben heute am Ground Zero noch einmal gespürt, wie schnell ein Leben zu Ende sein kann, unvermittelt, schicksalhaft, von ein auf den anderen Tag. Plötzlich: Kein Morgen mehr, kein Weiterleben – Aus, Ende, Schluss!“
Sie schauten ihn unsicher an, hofften augenblicklich, dass er sie nicht hierher geholt hatte, um ihnen jetzt so etwas sagen wie: ‚Auch ich werde bald sterben, habe nicht mehr lange zu leben, habe eine unheilbare Krankheit, wollte euch deshalb noch einmal sehen.‘
Aber er sagte sofort: „Aber denkt jetzt nicht, ich hätte Euch hier hergeholt um Euch mein baldiges Ableben mitzuteilen – etwas anderes werde ich mit Euch teilen, aber auch das erst in zwei Tagen!“
So saßen sie da, hörten seine Sätze, in einem emotionalen und gedanklichen Wechselspiel von Erschrecken und Erleichterung, bleibender Verwirrung und Verwunderung.

„Die Briefe“, fuhr er fort, „waren in der Tat ein Spiel, bitte seid mir nicht mehr böse, es hat sich einfach so ergeben, diese Lust, nachdem wir uns so viele Jahre nicht mehr gesehen und den Kontakt verloren haben …
Ich bin drauf gekommen durch zwei kuriose Begegnungen.
Von einer erzähle ich euch jetzt.
Dazu müsst ihr wissen, dass ich ja schon in Berlin über die Jahre immer mal wieder hier nach New York gereist bin, mich in diese Stadt habe einwickeln lassen, mich in sie verliebt habe.
Ich habe sie geatmet, bin täglich hineingegangen in das Jetzt-Hier, bin fünf Jahre immer wieder hier eingetaucht , habe Kontakte und Begegnungen gehabt, Einiges erlebt - und habe all meine Fotos, Bilder und Notizen darüber gesammelt.
Mit einem zunehmenden Mitteilungsdrang.
So kam dann auch die Idee zu einer Ausstellung, zu Hause, in Berlin :
Und mit Dir, Judith, konnte ich sie ja verwirklichen!“
Judith nickte ihm zu und fasste nach seiner Hand.

„Als ich dann das zweite oder dritte Mal wieder hier war,“ sagte er weiter,“ wohnte ich ein paar Wochen in Brooklyn und ging jeden Morgen in ein Café,

zwei Straßen um die Ecke.
Da fiel mir ein Mann auf, der auch oft dort saß.
Er schien bekannt zu sein, weil manche ihn grüßten, schien auch hier in der Nähe zu wohnen.
Und ab und zu kam eine Frau, eine schlanke, blonde Frau, die ihn abholte oder sich zuvor zu ihm setzte, und sie redeten, bevor sie dann gemeinsam fortgingen.
Ich wollte ihn nicht einfach so ansprechen, denn wenn er da saß, schien er ständig etwas zu schreiben, schrieb Sätze in ein rotes Notizbuch, schien sehr konzentriert.
Aber irgendwann fragte ich die Bedienung, wer denn der Mann sei.
Und ich hörte: ‚Das ist Paul Auster, der Schriftsteller, er wohnt hier ganz in der Nähe, und schreibt wohl gerade wieder an irgendeinem Buch oder Roman. Sie können ihn ruhig ansprechen …‘
Ich hatte noch nicht von ihm gehört, schaute nun aber neugieriger in seine Richtung und nahm mir vor, ihn demnächst wirklich mal anzusprechen.
Aber, wie das Leben so spielt: In den kommenden Tagen traf ich ihn nicht wieder.
Er kam nicht mehr.
Und auch ich flog eine Woche später erst mal wieder zurück nach Berlin.
Aber zuvor ging ich in die Buchhandlung, fand in der Tat ein paar Bücher von ihm – und begann sie zu lesen.“

Der eine Bruder wusste nicht, ob er gerade richtig gehört hatte, war sprachlos, erlebte wie seine Gedanken durcheinander purzelten, glaubte zu träumen.
„Ich las nacheinander und fasziniert seine Geschichten,“ hörte er den Dritten weiter erzählen, “las seine Bücher ‚The Book of Illusions‘, , ‚Oracle Night‘ und ‚Invisible‘ , und war fasziniert von seinem Spiel mit der Frage nach Wirklichkeit und Illusion, Zufall und Notwendigkeit, Eindeutigkeit und Täuschung …
Und zusammen mit der zweiten Begegnung und Weichenstellung der letzten zwei Jahre, kam mir dann die Idee, auch selbst einmal so etwas zu inszenieren – geleitet von dem Wunsch, dass unsere Wege zusammenfinden, wenn’s denn so sein sollte, und dass ich Euch hier in New York teilhaben lasse an dem, was mit mir ist und sein wird.
Aber ich wollte es spannend machen.
Schauen, wie ihr wohl reagiert.
Wollte selber ein bisschen spielen mit dem Möglichen

Wollte sehen, welchen Lauf die ins Spiel geschossene Kugel im Flipper-Gerät des Lebens nimmt.
Erleben, zu was das Ganze wohl führt.
Und so habe ich die beiden Briefe und den Folgebrief bei Dir, Judith, in Auftrag gegeben.
Habe Euch eine Fährte gelegt.
Habe versucht, Euch einzubinden.
Und nun seid ihr hier!“

Wieder hob er sein Glas , prostete ihnen zu und sagte: „Es gibt immer nur das Hineingehen ins Ewige Jetzt! Nicht böse sein! Also: Le Chaim! Auf das Leben!“

25.



Sie prosteten sich zu.
Waren gut miteinander.
Und doch noch nicht fertig damit, zu ergründen, was den Dritten da geritten hatte, was diese ganze, über Monate sich hinziehende Inszenierung, in die er sie so fragwürdig eingebunden hatte, nun bedeuten sollte …

„Wieso“, fragten seine Brüder, “bekamen wir am Anfang unseren ersten Brief so unabhängig voneinander? Und mit einem so rätselhaften Inhalt?“
Der Dritte nickte und lächelte zugleich.
„Die Fährte zu meiner Ausstellung – das war das eine, das war meins, meine Ausstellung, mein Leben, das was mir wichtig war zu teilen.
Über zehn Jahre hatten wir ja keinen Kontakt mehr.
Warum auch immer, jeder ging seinen Weg.
Ihr den Euren, ich den meinen.
Hattet ihr bis dato noch Kontakt und Verbindung zueinander?
Wenn ja, hättet ihr die gleiche Post sicher sofort einander mitgeteilt.
Wenn nicht – so stellte ich mir vor – würdet ihr die Post zum Anlass nehmen, den Kontakt darüber wieder aufzunehmen, eure Verwirrung zu teilen, neugierig zu werden und vielleicht neu auch nach mir zu fragen.
Würdet ihr neugierig genug sein, dieser Ausstellung in Berlin auf die Spur zu kommen, die Galerie ausfindig zu machen? Und in dem, was der Artikel ein ‚Vermächtnis‘ nannte, nachträglich zu stöbern?

Das mit dem „Sucht Euch selbst!““ war meine Frage an Euch – ganz doppeldeutig gemeint.
Die Frage, wie ihr beide wohl, in der gleichen Stadt lebend, noch zueinander steht.
Musstet ihr euch erst suchen – oder hattet ihr die ganze Zeit Kontakt miteinander?
Und vor allem, wie ward und seid Ihr wohl mit euch selbst unterwegs?
Mit eurem je eigenen Leben.
Mit Euren Lebensentscheidungen.
Mit der Richtung, in die Ihr über die Jahre gegangen seid.
Nennt es Selbstfindung.
Oder das Suchen nach dem eigenen Selbst .
In diesem unendlichen, schwarzen Kosmos, aber auf dieser Erde verortet., jeder von uns, zwischen dem ersten und dem letzten Atemzug.
Wo das Leben so schnell zu Ende sein kann.

Und wo die einen auf der dunklen Seite bleiben und die anderen sich ihr eigenes Licht erschaffen …
Und wo wir am Ende vielleicht nur noch ein im Gedenken eingravierter Name sind wie am 'Ground Zero' - für eine Welt, die sich auch ohne uns weiterdreht.“
Seine letzten Sätze spannten augenblicklich für alle Vier den weiten Bogen von dem Moment, wo sie die Post in den Händen hielten und lasen, hin zum Erleben der letzten Tage, zu dem er sie inspiriert hatte.

„Warum aber“, fragte Judith, „bist Du so unvermittelt, ohne eine Ankündigung, ohne den kleinsten Hinweis, abgetaucht.?
Was sollte das, dass Du erst Monate später wieder ein Lebenszeichen von dir gegeben hast?
Und all deine Sachen so kommentarlos zurückgelassen hast?“
Dies war in der Tat der wundeste Punkt.
Und ihm war bewusst, dass er Judith, seinen Freunden und seinem Umfeld in Berlin, nichts Gutes mit seinem Verschwinden getan hatte.
Schon als Judith zuvor zu ihm nach New York gekommen war, hatte er sich dafür entschuldigt.
Und tat es jetzt, im Beisein seiner Brüder, noch einmal.
„Nachdem wir die Ausstellung abgebaut und im Lager untergebracht hatten,“ sagte er, „war ich unsicher, wie es nun für mich weitergeht, in welche Richtung sollte es nun gehen?
Bleibe ich in Berlin, fliege ich erst einmal wieder hierhin nach New York?
Komme ich wieder zurück oder bleibe ich hier im Big Apple ?
Ich hatte mehr Fragen als Antworten.
Bis der Anruf kam, von wem und warum und mit welcher Perspektive, das werdet ihr in den nächsten Tagen erfahren und mit mir erleben.
Ich hatte in den Jahren zuvor jedenfalls durch den Verkauf meiner Bilder und Fotos, durch einige gute Jobs hier und da, ein bisschen gespart.
Hatte auch hier ein paar Einkünfte durch Ausstellungen und Publikationen.
So dass ich nicht ganz mittellos war, es auch jetzt nicht bin.
Und letztendlich eben auch Flug und das Hotel dieser Tage für Euch bezahlen konnte.
Das Mindeste, dachte ich, was ich tun kann, wenn Ihr denn mitspielt und tatsächlich kommt!“

Er machte wieder eine kurze Pause.

„Kurios aber passte dazu, dass ich ja mittlerweile Einiges von diesem Auster gelesen hatte. Unter Anderem die Geschichte von einem Mann, der, wie an anderen Tagen zuvor, in der Mittagspause von seinem Büro in ein Restaurant ging.
Auf dem Weg entging er knapp und haarscharf einem für ihn wohl tödlichen Unfall, als an einer Baustelle, die seinen Weg kreuzte, ein schwerer Gegenstand vom Gerüst eines Hauses und aus der Höhe, auf ihn niedersauste, ihn nur um Zentimeter verfehlte, ihm aber schlagartig bewusst machte, dass er jetzt hätte tot sein können.
Nur weil er zu exakt in dieser Minute, in diesen Sekunden, genau an dieser Stelle und an diesem Ort unterwegs war.
Er ging ins Restaurant, bestellte sein Mittagessen, bezahlte anschließend, verließ das Restaurant – und hatte einen Entschluss gefasst, den er sofort umsetzte.
Er ging nicht ins Büro.
Nicht mehr nach Hause.
Ließ alles zurück.
Stieg in einen Bus.
Und fuhr hinein in ein ewiges, offenes Jetzt, was immer dieses zweite Leben mit ihm und aus ihm machen würde.
Und keiner wusste, wo und wie er nun weiter unterwegs war.
Eine verrückte Geschichte, oder?`“

26.



Der fünfte Tag begann damit, dass sie den Vormittag zunächst unabhängig voneinander verbrachten und sich erst am Nachmittag wieder trafen.

Auf dem gemeinsamen Programm der zweiten Tageshälfte stand , bis in den späten Abend hinein, ein Gang über den Broadway, durch das Theaterviertel in Midtown, mit seinen kleinen und großen Spielstätten, und dann, zu vorgerückter Stunde, das Eintauchen in den großen, abendlichen Besucherstrom , die optische Reizüberflutung und das grelle Getriebe am Times Square.

Sie fuhren zunächst mit der Subway bis zum Columbia Circle und ließen sich dann Zeit, entspannt und ohne Zeitdruck, den Broadway hinunter zu laufen, diese berühmte Unterhaltungs – und Entertainement-Meile im Herzen des Big Apple.
Nach einer Weile reihte sich links und rechts ein Theater an das andere.
Wo sie auch hinschauten, blickten sie auf Entrées von Spielstätten mit unterschiedlichen Angeboten – Theaterstücke, Varietés, Musicals, Comedy-Shows.
Programmanzeigen und große Werbeflächen lockten und verlangten unablässig danach, bitte wahrgenommen zu werden.

Was von außen lockte, wurde kurz danach für sie zu einem Erlebnis der besonderen Art.
Denn der Dritte hatte am Vormittag noch dafür gesorgt, dass sie Plätze bekamen in einem kleinen Theater namens „Hiding Place“ .
Gut anderthalb Stunden erlebten sie dort, nachdem das Licht ausging und an kleinen Bistro-Tischen sitzend, eine magische Show voller Illusionen, Zaubertricks und verblüffender Effekte.
Untermalt mit Musik, getaucht in lichtvolle Spielereien, unterhaltsam und witzig moderiert, wurden sie Zuschauer einer Darbietung, bei der sie sich fragten, wie wirklich wohl die Wirklichkeit war, die sie zu sehen bekamen.
Dinge verschwanden vor ihren Augen und tauchten an anderen Stellen aus dem Nichts wieder auf, merkwürdige Verwandlungen passierten, blitzschnelle Umkehrungen, die eigentlich nicht möglich sind, atemberaubende Zauberdinge, die ihrem Verstand einen Streich spielten …
Und als sie hinterher wieder rauskamen auf die Straße, war ihre Rückkehr auf den Broadway noch ganz durchdrungen von dem soeben Erlebten.

Nicht lange danach, es war allmählich dunkel geworden, tauchten sie ein in das Gewimmel am Times Square.
Und auch dieses Erleben war beeindruckend und verstörend zugleich:
Die Menschenmassen unter den riesigen Reklame- und Werbetafeln, den Bildschirm – und Leucht-Effekten, den ständig wechselnden Impressionen ringsum, die einen schwindelig machen, während man sich drängt durchs Menschengewühl aus aller Herren Länder …
Ort der meist geknipsten Selfies, der angelockten Taschendiebe und ein vielbeschworenes Muss für alle New York-Besucher.
„Heart and Crossroad of the World", „Center of the Universe" – so eine gängige Ortsbezeichnung in den USA für diesen Ort der Selbstpräsentation und Selbstbespiegelung.

Zum letzten Mal saßen sie dann – es war spät geworden, aber keiner von ihnen wollte schon ins Bett - beim Italiener.
Aufgekratzt und noch ganz befangen im Erleben der letzten Stunden.

„Nicht von ungefähr", so hieß an diesem Abend die Eröffnung des Dritten, „wollte ich Euch zum Ende der Woche dies erleben lassen.
Zwei Arten der Zauberei und der Verzauberung, wenn ihr so wollt.
Die Frage, was letztendlich wirklich ist in unserer Wahrnehmung, die jede gute Zauberkunst so wunderbar aufs Glatteis führt.
Ja, wie begrenzt und zu verunsichern ist das, was wir so selbstverständlich für Wirklichkeit halten, im Kleinen wie im Großen.
Wie sehr täuschen uns unsere Sinne, oder besser, sie lassen sich täuschen, ohne dass wir, sehenden Auges und bei Verstand, etwas dagegen tun können.
Wie naiv ist es zu sagen: Ich glaube nur, was ich sehe und anfassen kann.
Wie begrenzt ist unser Gehirn, unser Verstand, unser Erfassen und Begreifen der Dinge, die wir so selbstverständlich für real oder irreal halten, für rational oder irrational.
Im Theater ist es Vergnügen und Unterhaltung.
Philosophisch und existentiell aber eine Grundsatzfrage …"

Er machte ein kurze Pause, nippte an seinem Rotwein, schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:
„Und was für große Magier sind all die Werbe-Spezialisten, die Zauberer und Verführer der Leuchtreklamen, mit ihren beschwörenden Verlockungen zum Konsum, wie sie am Times Square die Massen bewegen .

Selfies hier und Selfies da.
Schaut – ich gehöre dazu, ich bin hier, ich fühl mich so gut gerade – klick klick klick.
Gesicht zeigen – mit dem Hintergrund der großflächigen Protz-Werbung der großen Konzerne …
Ist DAS die Welt?
Ist DAS unser Leben, das wir wollen?
Und in dem wir uns wiederfinden?
Wie sehr hat uns alle auch dieser falsche Zauber im Griff? ...“

Es wurde spät diesmal, denn seine Worte waren Stoff für eine durchaus kontroverse Diskussion.
Auch der Wein tat seine Wirkung.
Und so war es gut, dass sie für den Samstag erst einmal kein Programm verabredet hatten.

27.


8 TONY AWARDS BEST MUSICAL
Once
IRRESISTIBLE
Beautiful
The Carole King Musical
"THE BEST SHOW IN TOWN!"
"WHO KNEW BROADWAY COULD STILL BE THIS MUCH FUN!"
BULLETS OVER BROADWAY
THE MUSICAL
MALEFICENT
Disney
FOREVER
VORNADO
H&M
TOSHIBA
TDK
LG
BODY
Discovery
Broadway

Wie nun fühlten sich die drei nach diesen Tagen mit dem Dritten und nach allem, was sie hier miteinander und mit ihm erlebt hatten?
Und was würden die nächsten drei Tage bis zu ihrem Rückflug noch bringen?
Was, um Gottes Willen, war das nun mit dem Bruder, dem wieder Aufgetauchten, und mit dem, was er wollte?
Das Haus, die Adresse in Brooklyn …?

Der eine spürte nach diesen Tagen sein Alter, seine Knochen, seine Erschöpfung.
Er war müde, nach all dem Unterwegssein, schließlich war er der Älteste der Vier.
Und sein Radius in Köln, in der Regel zwischen seiner Wohnung und den Besuchen in der Bibliothek, war immer kleiner geworden.
Er dachte an seinen Kater „Freud", der ihn sicher vermisste – oder auch nicht.
Versuchte, all die Impressionen der letzten Tage zu verarbeiten.
Versuchte, seinen Bruder, der das Ganze inszeniert hatte, zu verstehen.
Hatte durch seine Analytiker-Brille so vieles wahrgenommen im Durchgang durch die Tage, an sich selbst, an den Anderen, an der Stadt und den Menschen …
Aber zugleich stellten sich ihm die Grundfragen des Lebens noch einmal ganz neu, sowie er schon Zuhause – nicht zuletzt durch seinen merkwürdigen Traum der ihn verspottenden Bücher – angegriffen und erschüttert durch die letzten Wochen gegangen war.
Und dann dieser Zufall, diese merkwürdige Koinzidenz, dass er, zu Hause für sich, auf die Bücher von Paul Auster getroffen war und einige von ihnen gelesen hatte, und nun von seinem Bruder hörte, dass eben dieser Paul Auster vor ihm in einem Café in Brooklyn gesessen hatte, dann verschwunden war, aber auch ihn mit seinen Büchern berührt hatte …
Ja, dass Auster ihn sogar darauf brachte, das ‚was er gerade mit den Anderen erlebte, zu inszenieren.
Über all diese Gedanken schlief er dann ein …

Der andere fühlte sich erschlagen von dem ganzen Übermaß, die diese Stadt New York in jeglicher Hinsicht bot.
Er erinnerte sich, hier im Big Apple, zwischendurch immer wieder an seine sechs Wochen in Indonesien, an die Armut, die er dort in der ländlichen Gegend Nordsumatras erlebt hatte, an die so andere und arme Lebenswelt der Menschen dort, die Infrastrukturen, den Zustand der Krankenhäuser und die mangelnde medizinischen Versorgung …

Und ihm war übel geworden, als sie die die Rolltreppen im Luxus-Tempel des Trump-Tower hochfuhren, und er wollte nur noch raus, weg von diesem obszönen Gebäude, das den Realitäten der Zwei-Drittel-Welt den Stinkefinger zeigte.
Er dachte an das geplatzte Krankenhausprojekt, das für ihn mehr war als nur ein Geschäft.
Und er dachte an Zuhause, seine Frau, seine Kinder.
Und daran, wie es im eigenen Lebenshaus in den kommenden Jahren nun wohl weitergehen würde.

Judith war in den letzten Tagen – nachdem sie ja mit dem Dritten zuvor schon hier war – vor allem in den Museen und Galerien unterwegs gewesen, hatte sich umgeschaut nach Anregungen und Kontakten für ihre Geschäfte in Berlin.
Und war nun vor allem fixiert auf die Frage, was es mit diesem Haus in Brooklyn auf sich habe und was der Dritte nun im Schilde führte.

Dieser aber organisierte in der Zwischenzeit eine Bustour für die Drei am Sonntagmorgen.
Schaute in den Spiegel, lächelte sich zu.
Und nahm für sich einen kleinen Abschied, der zugleich sein Neubeginn werden sollte.

28.



Sie schauten aus dem Fenster und sahen die Landschaft an sich vorbeiziehen.
Raus aus New York, dem Big Apple, fuhren sie, in nördliche Richtung.
Am Morgen waren sie am Port Authority Terminal in den Bus gestiegen -
mit dem Ziel Mount Tremper, hinein in die bewaldete, hügelige Landschaft, nördlich vom Ashokan Reservoir und entlang am Esopus Creek.
Er würde dort, wo sie ankämen, auf sie warten.
So war das Arrangement.
Und sie alle spürten, dass nun, mit ihrer Ankunft, das Rätsel sich lösen sollte.

Als sie ankamen und aus dem Bus ausstiegen, zusammen mit anderen Touristen, wartete ein Auto auf sie.
Und sie sahen ihn winken.
Sahen ihn, mit dem sie zuletzt am Freitagabend beim Italiener zusammengesessen hatten.
Sie schauten, wie er lächelte und sie zu sich winkte.
Er, der immer noch er war.
Aber …
Sie kamen näher und sahen ihn plötzlich vor sich – kahlköpfig, ohne Haare, ohne Bart.
Und während sie ungläubig guckten, verwundert, fragend, lachte er sie nur an.
Und sagte: „Gleich werdet ihr verstehen!“

Sie umarmten sich.
Stiegen ins Auto.
Und fuhren los.

Gut 20 Minuten später fuhren sie auf ein Gelände, von hohen Bäumen umringt und umwaldet, fuhren auf ein Gebäude zu, lasen ein Schild mit der Aufschrift „Zen Monastery“ – und saßen eine halbe Stunde später, zusammen mit ungefähr fünfzig weiteren Personen in einem Versammlungsraum, der sichtbar auch ein Meditationsraum war.
Schlicht und zugleich mit der Ausrichtung auf eine Art Schrein, eine Buddha-Figur, verschiedene Dekorationen, eine Glocke.
In der Mitte des Raums ein freier Gang, seitlich gerahmt von Sitzkissen, Sitzbänkchen.
Am Rand - links und rechts - Stuhlreihen, dort hatten sie Platz genommen.

Wo waren sie nun hier gelandet?

Der Dritte hatte sie ohne weitere Erklärungen hineingeführt und war dann verschwunden.
Aber dann ging es los, nachdem es zuvor schon recht gedämpft, leise und erwartungsvoll im Raum geworden war.
Eine Glocke ertönte.
Eine Tür ging auf.
Sie erhoben sich mit allen anderen
Und eine kleine Prozession kam herein.
Sie chanteten, eine Art Sprechgesang , während sie konzentriert und würdevoll nach vorne gingen, die Hände in Gesichtshöhe zusammengelegt mit einer konzentrierten Geste. Auch noch, als sie, in der Mitte des Raumes, ihren Platz einnahmen.
Was sie murmelten und sangen, konnten die drei nicht verstehen – denn sie erlebten gerade eine ihnen nicht vertraute Zeremonie.
In der Gruppe sahen sie ihn zunächst nicht, dann aber doch in der hinteren Reihe.
Auch er machte es wie die anderen – mitschreitend, mit der gleichen Geste, der gleichen Konzentration.

Als sie alle Platz genommen hatten, wurde es still.
Und was sie nun erlebten, war – in einer sich vollziehenden Liturgie – das Aufnahme-Ritual innerhalb der hier versammelten buddhistischen Gemeinschaft.
Sie hörten zu, wanderten mit ihren Blicken durch den Raum, sahen in der Mitte die Männer und Frauen, die durch ihre Kleidung, Gewänder und zum Teil geschorenen oder kurzen Haare als Mitglieder der Gemeinschaft zu erkennen waren.
Aber auch auf den Sitzen und an den Wänden drumherum, Menschen in normaler, alltäglicher Kleidung, Gäste und Besucher wohl, wie sie selbst.
Sie sahen gespannte und entspannte, lächelnde und konzentrierte Gesichter.
Und wo immer es ein Wechselspiel im liturgischen Miteinander gab – gemeinsam gesprochene Texte, ein Singen und Chanten – gab es die Eingeweihten, Vertrauten, aber auch Gäste wie sie, deren Anteilnahme das Zuschauen und Zuhören war.

Und als es dann soweit war, kam der Bruder, der Dritte, der zuvor so rätselhaft Verschwundene und wieder Auferstandene, nach vorne.
Der der Roshi schaute ihn an.

Redete mit ihm, fragte ihn und hörte seine Antwort, zum Teil mitgesprochen von den anderen in der Gemeinschaft:
Was sie verstanden, war dies:

Jetzt & Hier
nehme ich meine Zuflucht
zum Licht und zum Erwachen
des Buddha

nehme ich meine Zuflucht
zum Trost und zur Beständigkeit
des Dharma

nehme ich meine Zuflucht
zur Hoffnung und Verbundenheit
des Sangha

In meiner Zuflucht erkenne ich
In meiner Zuflucht löse ich mich
In meiner Zuflucht gelobe ich

Leiden zu mindern
Die Liebe zu mehren
Ein Licht zu sein

Und er empfing, sich verbeugend vor dem Roshi – dem Vorsteher und Leiter des Sangha, der Gemeinschaft - so etwas wie den Segen, und die Bekräftigung, nun ebenfalls dazu zu gehören.
Ein dreifaches Läuten erklang.
Zwei andere Mitglieder der Gemeinschaft brachten ihm ein kurzes Gewand, in das er schlüpfte, und einen kleinen Holzstab , der wohl auch eine rituelle Bedeutung hatte.
Noch einmal verbeugte er sich und ging dann, von einem weiteren Chanten begleitet, wieder auf seinen Platz zurück.
Und so weit sie es sehen konnten, von ihrem Platz aus, schaute er in sich gekehrt, glücklich und gelöst aus.
Er, der Dritte.
Der Wundersame.

Der mit seinen abrasierten Haaren, wohl auch anderes an diesem Tag zurücklassen würde.
Er, der zuvor oft so Unentschlossene, der sich nie so recht entscheiden konnte.
Und der sich so oft gefragt hatte : In welche Richtung soll's denn nun gehen ???

29.



Als sie an diesem Sonntag gegen Abend zurückfuhren zu ihrem Hotel in Midtown Manhattan, zurück vom „Zen Monastery“ in dieser Gegend am Mount Tremper, zurück vom Erleben des Tages, saßen sie wortkarg nebeneinander im Bus und hingen ihren Gedanken nach …
Es dämmerte allmählich.
Die Landschaft, beim Blick aus den Fenstern, zog an ihnen vorbei.
Und sie versuchten zu verarbeiten, was sie da heute, nach ihrer Ankunft am Vormittag, erlebt hatten.
Versuchten nachzuvollziehen, in was der Dritte sie da mit hinein genommen hatte.
Sahen, wie im Film, noch einmal den ganzen Ablauf des Rituals, der Liturgie, der feierlichen Aufnahme in diese buddhistische Gemeinschaft..
Knapp 100 Meilen nördlich - in einem landschaftlich reizvollen Naturgebiet - vom Großstadtgetriebe des Big Apple entfernt.
An diesem sechsten Tag ihres Miteinanders.

Sie hatten, nach der Zeremonie, wo die Anwesenden – die Mitglieder des Sangha und ihre Gäste – bunt zueinander fanden, zum Buffet geladen waren, miteinander saßen, aßen, herumliefen, schwatzten, lachten und sich auf dem Gelände verlustierten, einen Spaziergang mit dem Dritten gemacht.
Sie gingen einen Waldweg entlang, der sich links vom Versammlungshaus und hinter einem kleinen Garten befand.
Redeten, hörten ihm zu, fragten.
Setzten sich zwischenzeitlich in einer Lichtung ins Gras.

Er, der tatsächlich von seinen Brüdern damals keinen Spitznamen bekommen hatte, war nun in die Gemeinschaft aufgenommen worden mit einem spirituellen, buddhistischen Namen.
Er sollte sich fortan „Sangmu“ nennen, der „Herzensgütige“, „Herzensgute“, wie er ihnen lächelnd erklärte.

„Ich sagte Euch ja“, begann Sangmu, der nun Entschiedene,“ dass es zwei Gründe gab, nach der Ausstellung hierhin nach New York zu kommen, dauerhaft, konsequent, ohne Blick zurück, so schnell und so abrupt.
Der eine war die spleenige Idee, die mir nach Austers Geschichte kam, diese Geschichte von dem Mann, der um Haaresbreite dem Tod entronnen war und von ein auf die andere Stunde sein altes Leben zurückließ.
Nennt es bekloppt, was es wohl auch ist – aber eben eine Herausforderung, ein Wagnis, ein Spiel mit der Frage, wohin das Leben einen nun führt, in

welche Richtung es nun geht, zufällig oder verfügt, vorherbestimmt oder völlig Schicksals-offen.
Der andere Grund für mein Abtauchen war ein Anruf vom Roshi dieser Gemeinschaft hier.
Ich hatte sie bei einem meiner letzten Aufenthalte in New York kennengelernt.
War neugierig geworden.
Fing an, mich zu beschäftigen mit dem buddhistischen Blick auf das Leben, unser Dasein, die Welt.
Kam dann vor drei Jahren zum ersten Mal hierhin und verbrachte ein paar Tage hier mit der Gemeinschaft, fing an, mit ihnen zu sitzen, zu meditieren, ZEN zu üben.
Las viel, dachte viel nach, führte viele Gespräche.
Schloss die Männer und Frauen hier in mein Herz.
Und kam mehrmals wieder, für ein Retreat, ein oder zwei Wochen mit einem strengen Tagesablauf, sog. Sesshins, in denen man sich mehrmals am Tag in der ZEN-Meditation übt.
Der Roshi – ein lieber, alter, weiser und geübter Mann – erkannte meinen Hunger, mein Suchen.
Wichtig, sagte er immer wieder, ist, dass Du dir selbst Zeit gibst, in dem Wissen: Es gibt immer nur das unablässige Hineingehen ins Ewige Jetzt!
Dieser Satz ging mir nicht mehr aus dem Kopf.
Wurde mein KOAN.
Mein Rätsel-Wort, das nicht mit dem Kopf, sondern mit Leib, Herz & Seele, mit jedem Schritt, jedem Atemzug, jedem Herzschlag zur Lösung kommen kann …“

Noch manches andere teilte er mit ihnen, beantwortete Fragen, erklärte dies und jenes.
Bis sie auf seinen Wunsch hin ein paar Minuten schwiegen.
Und den Weg zurück gingen …

„Genießt morgen in eigener Regie Euren Tag im Big Apple.
Taucht noch einmal ein in diese Stadt und tut, was immer Ihr wollt.
Ich fahre erste morgen wieder zurück“, sagte er, dessen Rätsel nun fast gelöst war.
„Und übermorgen, um 10.00 , hole ich Euch wieder am Hotel ab – und dann geht’s nach Brooklyn.

Und das KOAN des unbekannten Hauses“, er zwinkerte Judith zu, die ja bereits schon mit ihm da war , aber auch noch nicht mehr wusste „ das ihr bis dato nicht lösen konntet, wird geknackt mit dem Schritt über die Schwelle!“

Und so endete der sechste Tag ihres Miteinanders.
Dieser Sonntag, der zu Hause in Deutschland, der Ostersonntag war.
Ostern.
Dieses Fest des Lebens und der Auferstehung.
Des Wiedererwachens der Natur.
Und des Aufblühens im Frühling …

30.



So sehr er auch versuchte, konzentriert wahrzunehmen, was sich ihm an Exponaten auf seinen Wegen durch die Räume, Gänge und Etagen darbot, es gelang ihm schwer.
Zu sehr war das Erlebnis des gestrigen Tages, die ganze Situation, die sie hierhin nach New York geführt hatte und seine eigenen existentiellen Befindlichkeiten zu einem inneren Roundabout geworden, aus dem er gedanklich und emotional nicht aussteigen konnte.

Er, der eine, hatte sich entschieden, diesen Tag im großen Metropolitan Museum zu verbringen, und erlebte dort nun, mit kleinen Sitzpausen zwischendurch, um seinen müden Knochen Ruhe zu gönnen, seinen Tag vom Morgen bis zum späten Nachmittag.
Das Metropolitan war so unfassbar reich gefüllt mit der Kunst- und Kulturgeschichte der menschlichen Zivilisation, es nahm seine Besucher mit auf Zeitreisen, gab ihnen den Blick in alle Pochen und Winkel menschlichen Daseins und menschlicher Schaffenskraft, das alle zu beneiden sind, so dachte er zwischendurch, die dies als New Yorker, so oft sie es betreten wollen, es auch alltäglich können, immer und immer wieder.

Er begann seine Rundgänge im Bereich der ägyptischen Kunst, stand vor dem Tempel von Dendur und bestaunte die kleinen und großen Funde, Reliefs und Bilder, die ihn zum Nil und bis 4000 Jahre zurück ins Reich der Pharaonen versetzen.
Er streifte die antike Kunst des Nahen Ostens und der vorderasiatischen Archäologie.
Ließ sich nach Afrika entführen und betrachtete unzählige Holzfiguren, Masken und Kultgegenstände.

Im Bereich der Fund - und Ausstellungsstücke aus der griechischen und römischen Antike, dachte er zwischenzeitlich an Freud , dessen Zimmer und Wohnung bekanntermaßen auch über 3000 Objekte in sich barg, oft zu sehen auf Fotos von seinem Schreibtisch, den Schränken und Regalen neben und hinter der berühmten Analytiker-Couch, und der sein Leben lang auch ein Sammler war – und einmal über sich schrieb „dass ich bei aller gerühmten Anspruchslosigkeit viel Opfer für meine Sammlung griechischer, römischer und ägyptischer Antiquitäten gebracht und eigentlich mehr Archäologie als Psychologie gelesen habe.“

Schließlich aber befand er sich in dem Ausstellungsbereich mit Werken der Kulturregionen Asiens, vom 4. Jahrhundert vor Christus bis in die Gegenwart, bestaunte kunsthandwerkliche Objekte aus China, Kalligrafien und Gemälde, tibetische Wandmalereien.

Bis er dann vor der Figur eines Amitabah -Buddhas aus dem frühen7. Jahrhundert vor Christus stand und sich vom Anblick zutiefst gebannt fühlte:
Der Gesichtsausdruck dieser chinesischen Buddhafigur hatte etwas Entrücktes, der Blick schien etwas zu sehen, was der Betrachter nicht sah, vermittelte etwas Durchblickendes, Geheimnisvolles.
Der Mund war geschlossen, verriet nichts, gab nichts von sich.
Der ganze Gesichtsausdruck war in sich gekehrt, zeigte kein weiteres Mienenspiel.
Das Besondere aber war, dass dieser Buddha in seiner Sitz- und Versenkungsposition keine Hände hatte, sie fehlten, beidseitig.
Und es blieb die Frage: Ob ihm diese Hände von vornherein nicht beigegeben waren, bewusst weggelassen, absichtlich nicht vollendet in der Darstellung. Oder ob sie nachträglich abgeschlagen, als Beschädigung abhanden gekommen waren.
Und so schaute der Betrachter auf diese Figur – mit der Frage, ob eine Botschaft in dieser Darstellung und in diesem Anblick zu finden war und bis heute zu finden ist.
Der Erwachte, Erleuchtete – ohne Hände, die tun können, was immer unsere Hände tun, verrichten, greifen, erfassen, geben und bewerkstelligen …

Und er hörte noch einmal das Gelübde seines Bruders, des Dritten, der nun entschlossen war, einen - nun seinen - Weg zu gehen, mit der dreifachen Zufluchtnahme.
Sein Gelübde, das mit den Worten geendet hatte:

In meiner Zuflucht gelobe ich
Leiden zu mindern
Die Liebe zu mehren
Ein Licht zu sein

31.



Der andere begann seinen Tag damit, dass er zunächst noch einmal ausgiebig durch den Central Park streifte.
Aus so vielen Filmen, von so vielen Fotos, Bildern, Reportagen war ihm dieses Fleckchen Erde mitten in New York ja präsent und vertraut.
Aber hier zu sein, an diesem Ort, in dieser weltbekannten grünen Oase mitten im Big Apple, wirklich hier zu sein, physisch, mit allen Sinnen präsent, durch diesen Park zu laufen, sich umzuschauen, sich irgendwohin zu setzen, sagen zu können: „Jetzt bin ich wirklich und tatsächlich hier!“, davon hatte er geträumt.

Dass es nun wahr wurde, noch dazu im Frühling, wo es ringsum wieder blühte und grünte, die Luft milder und die Sonne wärmer geworden war, bereitete ihm ein Glückgefühl.
Er schaute sich um, nahm alles in sich auf, empfand dieses „ein-zu-eins“ im tatsächlichen Erleben, weil die Impressionen in seinem Kopf und die ihm zuvor so vertrauen „Central-Park-Bilder“ genau dem entsprachen, was er nun vorfand: Menschen aller Nationalitäten und sozialen Milieus waren unterwegs, Jogger und Skater machten ihre Runden, Geschäftsleute eilten telefonierend vorbei, Mütter schoben ihre Kinderwagen, eine alte Dame führte drei Hunde an der Leine, ältere Männer saßen beim Schach, Jugendliche lagerten ringsum auf den Wiesen, von irgendwoher kam Musik , ein Trommeln, Liebespaare, Einzelgänger, Grüppchen gingen ihre Wege …Er hörte Gespräche, Lachen, heftige Worte einer Auseinandersetzung …. aber in den stillen Ecken auch das Vogelgezwitscher.
Und dahinter, irgendwo hinter den Bäumen ringsum, ragte die Stadtkulisse empor, und es drang von dort - an den Rändern des Parks – die Fülle der Großstadtgeräusche mit Sirenengeheul, Autohupen, Autoverkehr …
Nur wenige Meter aus dem Park, und man war schon wieder mittendrin im Getriebe der großen Stadt …

Gegen Mittag stieg er in die Subway und fuhr Richtung Downtown.
Er hatte einen Platz ergattert in der vollen U-Bahn.
Von Station zu Station stiegen Menschen ein und aus.
Drängten sich zueinander.
Und immer wieder dieses: „Stand clear of the closing doors, please!“ ,bevor die Türen sich schlossen und die Bahn wieder anfuhr.
Mit ihm eingestiegen war ein farbiger, junger Mann – groß und breitschultrig, mit einer Baseball-Cap, Sonnenbrille, Goldkette, gekleidet im „Gangsta-Rapper-Style“, auf großem Fuß in klobigen Turnschuhen – und mit

ihm, an seiner Seite, ein schmächtiger, farbiger Junge, vielleicht zehn Jahre alt, der offensichtlich eine geistige Behinderung hatte.
Beide setzten sich ihm gegenüber.
Der Kleine saß stumm und unbeweglich neben dem Großen, der währenddessen keine weitere Notiz von ihm nahm, stattdessen die ganze Zeit auf sein Handy starrte und scrollte.
Wie waren die beiden miteinander unterwegs? Waren sie Brüder? In welchem Verhältnis standen sie wohl zueinander? Und was war mit dem Kleinen, der offensichtlich eingeschränkt und hilfsbedürftig war?
Während er sie, dieses so ungleiche Paar, im Blick hatte, kam ihm der Gedanke, dem Großen nicht recht zu trauen, ihm nicht alleine woanders begegnen zu wollen, weil er genau einem Klischee entsprach, mit dem er nichts Gutes verband.
Dann aber, ganz plötzlich, wandte sich der Große zum Kleinen, legte behutsam und schützend seinen Arm um ihn, nahm seine Sonnenbrille ab, zeigte ihm etwas auf dem Handy – die beiden schauten sich an, lachten, der Kleine strahlte, der Große nickte ihm mit großer Freundlichkeit zu und drückte ihn noch einmal an sich …
Und schlagartig verwandelte sich die Situation und Wahrnehmung, und er, der Beobachter, Zeuge der Szene, so wie die anderen Fahrgäste auch, wenn sie hingeschaut hatten, spürte eine , ihn tief berührende, verblüffende, unerwartete Welle von Fürsorge, Beschütztheit, ja Zärtlichkeit, die in diesem Miteinander lag.
Zwei Stationen später stiegen die zwei aus ,der Große nahm die Hand des Kleinen und sie gingen ihren Weg.
Aus dem Fenster des anrollenden Zuges sah er sie noch, dann waren sie weg.

Zwei Stationen später stieg auch er aus.
Und verbrachte den Nachmittag noch einmal Downtown, ließ sich treiben, mal in diese, mal in jene Richtung, rund um den Battery Park an der Südspitze Manhattans.
Als der Abend schließlich näher kam, saß er auf einer Bank.
Schaute hinaus aufs Wasser und in Richtung Ellis Island.
Und ließ seinen Blick ruhen auf der Statue of Liberty, die da nun vor ihm in Sichtweite stand, diesem Postkarten-, Reiseführer- und Postermotiv der hohen, gekrönten Dame mit dem gestrecktem Arm und der Fackel in ihrer Hand.

32.



Judith aber war zum gleichen Zeitpunkt, als er dort saß, nicht weit von ihm entfernt, nur ein paar hundert Meter, ohne dass sie beide es voneinander wussten.
Sie schaute ebenfalls, beim Verlassen des Museum of Jewish Heritage am Battery Park auf die Freiheitsstatue - ein Blick, der sich ihr bot, während sie sich eine Zigarette anzündete und hinausblickte zum Horizont an diesem Südzipfel Manhattans.

Das, was sie da gerade mit dem Dritten erlebt hatten und immer noch erlebten, berührte sie an einer anderen Stelle.
Sie hatte sich nie wirklich tiefer gehend damit beschäftigt, aus einer jüdischen Familie zu stammen, jüdische Eltern, Großeltern und Vorfahren zu haben, die ihr den Namen Judith gegeben hatten.
Ihre Familie zählte sich zu den säkularen Juden, für die die Religion keine weitere Bedeutung hatte, die sie nicht praktizierten, ja, die mit dem Gott ihrer Vorfahren und ihres Volkes weder im Du noch in Hingabe und Verehrung unterwegs waren.
Pessach und Schabbat, Teilnahme am Leben der jüdischen Gemeinde mit ihren Traditionen, Gottesdiensten und Feiern – all das gehörte nicht zur Lebens- und Alltagswelt in ihrem Zuhause.
Und das hatte seinen Grund, denn auch über ihrer Familie lag der finstere, böse Schatten der deutschen Geschichte, der Vernichtung jüdischen Lebens und der Shoah.
Ein Schatten, der ihnen alle religiösen Bezüge zunichte gemacht und geraubt hatte.
„Wenn es denn Gott gibt, den Gerechten – Warum ???“ blieb die unbeantwortete Frage.
Und so waren sie und ihre Geschwister nicht erzogen und aufgewachsen mit Einbindungen in die jüdische Glaubenswelt.

Als sie aber am Tag zuvor miterlebte, wie sich der Dritte nun offensichtlich voller Hingabe und Überzeugung dem buddhistischen Weg zuwandte, seinen Platz gefunden hatte in der Gemeinschaft dieses Sangha und wie die Liturgie, das Chanten, die ganze Zeremonie den Raum erfüllte, da hatte es doch etwas in ihr berührt und ausgelöst.
Es fiel ihr schwer zu sagen, was das war.
Denn sie empfand sich nicht als religiös.

Hatte ihr Jüdisch-sein nie in irgendeiner Richtung als etwas Bedeutendes empfunden und erlebt – weder als Verpflichtung oder Identifikation noch als Belastung oder Problem.
Aber es brachte sie an diesem Tag, wo jeder für sich seine Wege ging, nun doch dazu, dieses Museum zu besuchen.
Und für ein paar Stunden einzutauchen in die Welt jüdischen Lebens im 20. und 21. Jahrhundert vor, während und nach dem Holocaust.

Sie hatte sich am Morgen – alternativ zum „Jewish Museum" an der Upper East Side – bewusst für dieses entschieden, weil sich hier nicht jüdisches Leben und jüdischer Glaube in seiner Fülle zur Darstellung bringt, sondern der Fokus ganz auf dem Erleben und Erleiden der Shoah liegt – und sich wieder spiegelt in persönlichen, ergreifenden, bewegenden Bild-, Ton- und Textdokumenten, dem sie sich im Nachklang zum gestrigen Tag stellen wollte …

Während sie umherging, sich einließ, schaute, zuhörte, las, in sich aufnahm, was das Museum präsentierte, klang in ihr immer wieder das Gelübde des Dritten vom Vortag nach:

In meiner Zuflucht gelobe ich
Leiden zu mindern
Liebe zu üben
ein Licht zu sein

Diese Sätze, dieses Gelübde war es wohl, das ihr den Impuls gegeben hatte, hierhin zu kommen.
Und sich dem Schatten, der über ihrer Familie lag und auch mit ihrem Namen verknüpft war, noch einmal zu stellen.
Judith, die Judäerin, die Jüdin.

Und als sie nun da draußen stand, hatte das „Sucht Euch selbst!" auch ihr noch einmal eine Richtungsanzeige gegeben …

33.



Sie standen vor der Tür.
Er schloss sie auf.
Und sie gingen hinein.
Judith, die ja bereits vor ein paar Monaten hier gewesen war, staunte, denn es hatte sich offensichtlich einiges getan in diesem Haus seit dem letzten Mal.
Für die anderen beiden war ihr Hiersein dagegen das bis dato letzte, noch ungesehene Puzzleteil im Rätsel um ihren Bruder.
In Berlin hatten sie zwar das Foto des Hauses – als das letzte der Ausstellung – gesehen, es mit Eingabe der Adresse über Google Earth und Street View auch im Netz gefunden, mehr nicht.
Alle drei aber hatten bis zu diesem Tag keine Ahnung, was es nun letztlich werden sollte mit diesem Haus, zu dem der Dritte sie nun endlich geführt hatte.

Sie schritten durch den Flur, die Räume, das Treppenhaus und in die beiden oberen Etagen.
Und nahmen wahr, dass dies nun weniger ein privates Wohnhaus als ein Gemeinschafts- und Versammlungsort werden sollte – mit ein paar privaten Zimmern, ja, aber auch mit einer kleinen Halle, einem großen Essraum und einer großen Küche.

„Hier", sagte der Dritte, "bin ich nun wohl angekommen, mit mir und meinem Herzen, mit dem was ich will und wo mein Platz sein wird!"
Sie setzten sich in dem größeren Raum, der kleinen Versammlungshalle, auf den Boden, der mit einem dunklen Holzparkett ausgelegt war, schauten sich um in dem ansonsten hellen Raum, blickten aus dem großen Fenster in einen kleinen Garten …

„Unser Ausflug ins ZEN-Kloster am Mount Tremper hat Euch mit hinein genommen in die Welt da draußen, fern vom Getriebe hier im Big Apple, mit hinein in die Natur, das Abstandnehmen, den Ort der mönchischen Gemeinschaft.
Hier aber werden wir nun dieses Haus, vor zwei Jahren vom Sangha erworben, weiter instand setzen, herrichten, schön machen.
Und dann hier leben, arbeiten, eine Gemeinschaft aufbauen, offene Türen haben …"
Er schaute sich lächelnd und zufrieden im Raum um.

„Wenn Ihr wüsstet, wie es hier ausgesehen hat … ein bisschen davon hast Du, Judith, ja noch gesehen, als Du hier warst. Aber wir haben geschuftet und geackert, um alles instand zu setzen – Schutt und Gerümpel raus getragen, Wände neu gezogen, das Dach und die Fenster erneuert, Leitungen neu gelegt, die Elektrik repariert … Es war heiliger Schweiß für diesen Heiligen Scheiß!“, frotzelte er,“ aber es nimmt mehr und mehr Formen an. Und wir werden hier zusammen leben, meditieren, Retreats und Sesshins anbieten, aber auch mit den Menschen hier im Stadtteil unterwegs sein, soziale Arbeit versuchen, uns um die Armen und Verlorenen kümmern …“

Er machte eine kurze Pause und sagte dann: „Buddha, der scheinbar so in sich Gekehrte, Erwachte, der Welt Abgekehrte bekommt Hände, tätige Hände, austeilende Hände, Hände, die nicht nur zur Meditation in seinem Schoße ruhen, leer und regungslos, sondern Hände, die zupacken, trösten, geben, teilen, Gutes tun!“
Diese letzten Worte standen im Raum, bevor er eine Weile schwieg.
Und sie verbanden sich für den einen mit einer chinesischen Amitabha-Buddha - Figur aus dem 7. vorchristlichen Jahrhundert, die er im Metropolitan gesehen hatte und der gerade etwas zuwuchs, was ihr zuvor gefehlt hatte.

Und den anderen trug es noch einmal woanders hin, er hörte lauthals Frösche quaken, kam noch einmal zurück in einen Traum, der ihn fest- und gefangen hielt, sah sich hilflos fern von seinem bisherigen Leben, sah sich noch einmal durch heruntergekommene, ärmliche Krankenhausgänge, Flure und Räume gehen mit dem beängstigenden Gedanken: „Bitte jetzt hier nicht krank werden, nicht hierbleiben müssen ...nicht hier, nicht hier, bitte!“

Judith aber dachte an ihren Besuch im jüdischen Museum am Battery Park und an all die erschütternden Zeugnisse von Leid und Lebensvernichtung durch den Holocaust … an die Abschiedsbriefe und Hilferufe, die vielen tränenreichen Dokumente, die Fotos und Bilder verzweifelter Menschen, die einander nicht mehr wiedersehen sollten …

Zwei Stunden später verließen sie das Haus, traten erneut über die Schwelle und standen auf der Straße.
Der Dritte ging als Letzter, wollte gerade die Tür abschließen, besann sich dann aber und machte die Tür zum Haus noch einmal auf.

„Wartet!“, sagte der er, „ich möchte, dass wir bitte noch ein Foto hier vor dem Eingang von uns machen lassen. Ein Foto für mich und für Euch, wie immer unsere, meine und Eure Wege weitergehen …“
Er schaute nach den Menschen, die gerade als Passanten am Haus vorbeikamen, sprach eine junge Frau an, reichte ihr sein Handy, und vor der Eingangstür des Hauses positionierten sie sich fürs Bild.

Alle Vier schauten in die gleiche Richtung.
Ließen sich gemeinsam ins Bild bringen.
Und hinter ihnen stand die Tür offen, die Tür dieses Hauses, dessen Rätsel nun gelöst war.

Es gibt immer nur das
das Hineingehen
ins Ewige Jetzt

Die junge Frau drückte auf den Auslöser, hielt sie mit zwei, drei Klicks im Foto fest, gab das Handy zurück und ging dann mit einem Lächeln und einem, „Gerne!“ weiter ihren Weg.
Der Dritte aber schloss die Tür.
Und lächelte ebenfalls.

DAS DREHKREUZ

34.

WAS, WENN (NICHT) …



Er fischte den Brief, den er beim Nachhausekommen seinem Briefkasten entnommen, aber dann in seiner Wohnung beiseite gelegt hatte, aus dem „Winterjournal“ heraus, und öffnete ihn.
Verwirrt und ohne irgendein Packende des Verstehens las er die rätselhaften Sätze, betrachtete die Kopie des Zeitungsartikels, das Foto und den Hinweis auf die Ausstellung in einer Galerie, sah seinen Bruder, den mittleren der drei, zu dem er, wie zu dem anderen, längst keinen Kontakt mehr hatte, rätselte über den Absender „Judith aus Berlin“ und suchte nach irgendeinem Hinweis, mit dem er das Gelesene irgendwie hätte zuordnen können.
Aber da war nichts weiter.
Sein Bruder, seine Brüder, er selbst … und all die verstrichenen Jahre der Kontaktlosigkeit, in denen jeder irgendwie sein Leben gelebt, seinen Weg gegangen ist.
Er holte sich ein Weinglas aus dem Schrank, öffnete eine Flache Rotwein , setzt sich an den Küchentisch und trank sein erstes Glas.
Immer und immer wieder las er den Brief, betrachtete das Foto – und wusste nicht, was da so plötzlich und unvermittelt für ihn vorlag.
In welche Richtung er nun denken, empfinden, verstehen sollte, was er in den Händen hielt und las – er wusste es nicht.

Auch der andere, nachdem er wieder einigermaßen zu Hause angekommen war und der Jetlag sich gelegt hatte, nahm seinen Brief vom Schreibtisch, auf dem er noch ungeöffnet lag.
Was bitte, war das?
Er schüttelte verständnislos den Kopf.
Fragte sich kurz, seit wann er eigentlich zu beiden Brüdern den Kontakt verloren hatte.
Spürte eine merkwürdige Ambivalenz.

Kurz darauf klingelte das Telefon, ein geschäftlicher Anruf.
Erst zum Tagesende, bevor er zu Bett ging, griff er noch einmal nach dem Brief, las ihn erneut – und nahm die Fragezeichen, die dieser auch in ihm auslöste, mit in den Schlaf und in die Nacht.

Die Tage vergingen, die folgenden Wochen auch.
Würde noch etwas kommen, was diese verwirrende und überraschende Post in irgendeiner Weise erklärt und verständlich macht?
Es kam nichts.

Oder anders gesagt:
Es kam zumindest nichts von alledem so zueinander, wie es vielleicht hätte sein können.
Es fügte sich nichts, wie es sich vielleicht hätte fügen können, hätte fügen sollen.
Oder eben nicht.
„Das Leben ist viel seltsamer und unvorhersehbarer, als die meisten von uns es gerne hätten. Es ist ja auch kaum zu ertragen, dass so vieles von dem, was geschieht, willkürlich ist“, schreibt Auster.
Was ist Zufall, was Notwendigkeit?
Wer weiß das zu sagen?

Als der eine den anderen anrief, weil die Post ihm keine Ruhe ließ, meldete sich nur der Anrufbeantworter im Architektenbüro.
Vielleicht, dachte er, als er die Nummer wählte, hatte sein Bruder irgendeine Idee, was ihm da ins Haus geflattert war.
Hatte er selbst vielleicht auch so einen Brief bekommen?
Oder über die Zeit hin irgendeinen Kontakt zu dem Dritten behalten?
„Guten Tag, lieber Anrufer, liebe Anruferin, sie rufen außerhalb unserer Geschäftszeiten an, aber dieses Gerät gibt Ihnen die Möglichkeit ...“
Er legte auf, probierte es aber am folgen Tag noch einmal.
Die aufgesprochenen Worte, mit der Bitte um Rückruf, erreichten den Angerufenen nicht.
Denn der AB gab die Nachricht nicht weiter.

Alltäglich, ständig und überall, passiert etwas – im Fluss des Lebens und im im Netz unendlicher Kausalketten –, das nichts zu tun hat mit unseren Absichten und mit dem, was auch anders hätte sein können, wenn …
Ein plötzlicher Stromausfall hatte dafür gesorgt, dass dieser eine Anruf, der den Lauf der Dinge in eine bestimmte Richtung gelenkt hätte, sowie zwei weitere Anrufversuche in den Folgestunden, nicht auf dem Display erschien und nicht erfasst war.

Und so ergab eins das andere.
Der ausbleibende, nicht erfolgte Rückruf
Die Irritation darüber und die Unlust, es erneut zu versuchen.

Der eine Bruder, der den Brief ratlos in eine Kladde legte, in die er – jeweils über ein Jahr hin, mehr oder weniger regelmäßig – Tagebuchaufzeichnungen

schrieb, Notizen und Einfälle, Zitate aus den Büchern, die er las, und was immer ihn beschäftigte.

Der andere Bruder, der seine Post irgendwo hinlegte, ihn nach Wochen vergaß, ihn nicht mehr wichtig nahm, mit anderen Dingen beschäftigt war.

Und eine „Judith in Berlin", die in der kommenden Zeit – ohne vom Dritten noch irgendetwas gehört zu haben – die Ausstellungsstücke bis auf Weiteres auslagerte, und irgendwann, als das kommende Frühjahr kam, unwillig wurde, wie eigentlich versprochen, eine zweite Post zu Ostern´an zwei ihr unbekannte Menschen zu versenden.

Der Dritte aber ging seinen Weg.
Blieb in New York.
Vermachte seine Hinterlassenschaft in Berlin der Galerie.
Und ging hinein in sein eigenes Ewiges Jetzt.
Mit seiner dreifachen Zufluchtnahme.

35.



Den letzten Tag vor ihrem Rückflug verbrachten sie – ohne den Dritten – mit einem Tagesausflug zu den „Cloisters“, einer besonderen Museumsanlage an der Nordspitze Manhattans, auf einem Hügel oberhalb des Hudson River.

„Habt Ihr Lust, heute mit mir zu kommen und zum Abschluss unseres Miteinanders einen Ausflug in die Vergangenheit zu machen, zu einer ortsversetzten Materialisierung, die quasi aus der Raum-Zeit-Maschine gefallen ist?“

Sie saßen im Hotel am Frühstückstisch und starrten Judith, die dies gerade gefragt hatte, irritiert an.
Sie lachte – und erzählte von ihrem Wunsch, eine mittelalterliche Klosteranlage zu besuchen, in der zum Teil die Bausubstanz und architektonische Fragmente aus französischen Klöstern über den Atlantik hierhin gebracht und wieder originalgetreu aufgebaut wurden.
An einen Ort, von dem der Financier Rockefeller einmal sagte: „Wenn diejenigen, die von dem Zauber dieses Ortes überwältigt sind und sich von seinem Frieden, der Ruhe und Schönheit haben ergreifen lassen, mit gestärktem Mut und mit Hoffnung wieder aufbrechen, dann war die Arbeit seiner Erbauer nicht vergeblich.“

Eine gute Stunde später saßen sie dann tatsächlich in einem Bus, der sie zu den „Cloisters“ brachte, offensichtich einem Ort, der nicht nur sie neugierig machte.
Sie reihten sich in die Schlange all der Besucher ein, um Eintrittskarten zu bekommen. Und schritten dann, kurz danach, hinein in eine Welt, die sie tatsächlich – räumlich, zeitlich – woanders hin beamte.

In den folgenden Stunden gingen sie zum Teil gemeinsam, zum Teil jeder für sich und dann doch wieder aufeinander treffend, durch die Anlage – und durch eine Welt, die nichts mehr mit dem Erleben der vergangenen Tage im Big Apple zu tun hatte.
Sie gingen durch die Kreuzgänge, Portale, sakralen und musealen Räume, vorbei an all den mittelalterlichen Ausstellungstücken, Figuren, Bildern, Schnitzereien, Teppichen, den Relikten und Sehenswürdigkeiten der europäisch-mittelalterlichen Lebens- und Glaubenswelt, tauchten ein in dieses orts- und zeitversetzte Faszinosum, das sie raus und zurück beamte aus dem Erleben der letzten Tage …

Was sie sahen und wahrnahmen, korrespondierte mit dem, was jeder von ihnen mitbrachte.

Es korrespondierte mit dem Blick und der Wahrnehmung eines nun auf seine Berufsjahre zurückblickenden Therapeuten und Analytikers, der es gewohnt war, ebenfalls einzutauchen in Vergangenes.
Beruflich ein Leben lang mitzugehen in die ihm begegnenden, zuvor nur eingeschränkt zugänglichen Welten seiner Klienten, hinein ins Aufarbeiten von Verschüttetem, hinabzusteigend in das, was nun im Licht der Gegenwart zu betrachten ist, in das aus dunklen Seelengängen Auszugrabende …
Und so ging er seine Schritte durch diese auch hier hervorgeholte Welt, in die er sich mit jedem Blick versetzt sah, betrachtete all das auch hier aus der Vergangenheit Geholte und an diesen Ort Gebrachte.
Und merkte plötzlich - eher verwundert über seine eigene Wahrnehmung, wie ihm das alles zu weit weg, zu fremd, zu verschlossen, auf merkwürdige Weise unzugänglich war.
Was hatte er zu tun mit alledem?
Was sollte er bestaunen und bewundern?
Wo all die Besucher um ihn herum scheinbar vereinnahmt und beeindruckt waren, staunend, respektvoll, hier und da gebannt und ehrfürchtig umhergingen, blieb er merkwürdig unberührt.
Und das änderte sich nicht, wo immer ihn seine Schritte und Blicke auch gerade hinführten.
Ja, er wurde nach einiger Zeit widerwillig und unleidlich darüber, sich hier an diesem letzten Tag in NY wiederzufinden.
Suchte bald einen Weg nach draußen und setzte sich in eine ruhige Ecke.
Sein Blick ging über den Hudson, der unterhalb dieses Hügels floss.

Wo war er nun, zum jetzigen Zeitpunkt seines Lebens?
Er spürte sein Alter, seine Erschöpfung, nach all dem, was in den letzten Tagen seine Kräfte gefordert, ihn angestrengt, auf ihn eingewirkt hatte.
Er dachte an sein Zuhause, seine Wohnung, seinen Kater, seine Welt der Bücher.
An den Moment, wo er, aus der Bibliothek kommend, den rätselhaften Brief im Briefkasten vorgefunden hatte.
Und an all das, was in den Monaten danach folgte, ihn und den anderen noch einmal zusammenbrachte, und sie beide schließlich auch mit dem Dritten, hier in New York, mit der zuvor noch unbekannten „Judith aus Berlin“ …

In schnellem Wechsel und ungeordnet gingen ihm all die Orte, Eindrücke, Erlebnisse der letzten sieben Tage durch den Kopf.
Ein Film, der darin mündete, dass eine Tür in Brooklyn sich zuerst endlich geöffnet hatte und sich dann hinter ihnen wieder schloss …
Mit der Frage:
Und JETZT?
Wohin?
In welche Richtung wird's denn nun gehen?

Zumindest für den Dritten war diese Frage beantwortet.

36.



Die anderen beiden erlebten den Ausflug zu den „Cloisters“ ganz anders. Was sie vorfanden, sahen, erlebten an diesem Ort, beeindruckte und berührte sie.
Sie gingen teils getrennt ihre Wege, fanden aber an irgendeiner Stelle wieder zueinande und tauschten sich aus über das, was sie wahrnahmen.

Sie standen nach einer Weile vor den flämischen Wandteppichen aus dem 15. Jahrhundert, auf denen die „Jagd nach dem Einhorn“ zu sehen war. Sieben Tapisserien rund um dieses mythologische Fabelwesen, dem heilende und sogar Toten erweckende Kräfte im Volksglauben zugesprochen wurden.

„Irgendwie schräg, das Ganze“, sagte Judith zwischendurch, „falscher Ort, falsche Zeit!“
Der andere lachte.
„Und damit unserem Leben immer wieder ganz nah!“
Sie schaute ihn an … und nickte.

Als sie schließlich weitergingen und sich den Weg an einer Besuchergruppe vorbei bahnen mussten, nahm sie wie beiläufig seine Hand.
Er war einen Augenblick perplex und verwirrt.
Aber dann – ohne dass sie sich im Weitergehen anschauten – erwiderte er den Händedruck.

Gegen Nachmittag, die Drei hatten zwischenzeitlich im inneren der Klostergänge wieder zueinander gefunden, beschlossen sie, mit der nächsten Bustour ins Hier & Jetzt des Big Apple zurückzufahren.
Und eine halbe Stunde später stiegen sie ein.
Fanden ihren Platz.
Und jeder war, auf seine Art, sehr schweigsam.

Dieses Schweigen teilten sie, ohne dass es ihnen bewusst war, auf andere Art mit dem Dritten, der gerade zeitgleich ebenfalls schwieg, auf seinem Zafu sitzend, in der Stille seinem Atem folgte und einem Koan in sich Raum gab das er am Tag zuvor, bei seiner Aufnahme in die Gemeinschaft, mitbekommen hatte … Ein Rätsel-Wort, wie eine Tür, ein Tor, eine Brücke zu dem, was jenseits allen Denkens und Begreifens zum Ziel hatte, ebenfalls hineinführt ins ein Ewige Jetzt.
Und in das, „was da ist“.

Am kommenden Tag, so die Verabredung, sollten sie alle vier ihren Abschied am JFK nehmen und ihn, den Dritten, noch einmal wiedersehen.
Jetzt aber, nachdem sie in ihrem kleinen Hotel angekommen und in ihre Zimmer gegangen waren, um sich bis zum Abend auszuruhen und frisch zu machen, verabredeten die drei sich zu einem letzten, gemeinsamen Abend in der kleinen Bar des Hotels, wo sie tatsächlich in den letzten sieben Tagen noch nicht gesessen hatten.

EIN JAHR SPÄTER ...

37.



Gestern gab's mich nicht
Heute aber
bin ich
doch morgen schon
werde ich nicht mehr sein
was dann
was
war es
am Ende?

Sein Blick wanderte über die vielen Bücher, die immer noch in den Regalen standen und die ihm blieben, weil er sich von ihnen nicht trennen wollte …
Und dann schaute er auf die Kisten, in die er gepackt hatte, und auf das, was – aussortiert - nun darauf wartete, für einen Büchermarkt abgeholt zu werden.
Hatte er die richtige Auswahl für den Behalt und die Weggabe getroffen?
Sich von Manchem zu trennen, gelang ihm am Anfang leicht.
Denn es gab Bücher, die hatten ihre Bedeutung und ihren Wert für ihn verloren, verstaubten seit langer Zeit vor sich hin, unangetastet und ohne Anlass oder Reiz, von ihm noch einmal in die Hand genommen und gelesen zu werden.
Dann aber, mit jeder Kiste, die dazu kam und darauf wartete, gefüllt zu werden, fiel es ihm zunehmend schwerer, sich zu entscheiden, und das ein oder andere Buch nahm er doch wieder in die Hand und stellte es zurück in eines der Regale.

Nein., er war nicht genötigt, seinen Buchbestand zu reduzieren.
Kein Umzug stand an, keine Wohnraumverkleinerung.
Es war eher ein über die Monate gereifter Entschluss, der ihm kurz nach dem New York-Erleben gekommen war.
Es war das Gefühl, dass viele Bücher, mit denen er sich zuvor so vertraut eingerichtet hatte, nicht mehr relevant, nicht mehr von Interesse waren.
Durch Phasen war er gegangen, in denen die unterschiedlichsten Lebensbereiche, Themen und Autoren ihn gereizt hatten, zu immer mehr Anschaffungen.
Die Vielfalt war enorm.
Hinzu kamen seine regelmäßigen Besuche in der Bibliothek und die vielen Ausleihen.

Das berufliche Interesse als Therapeut und Analytiker berührte dabei vielfältig seine eigenen Neigungen und Stimmungen, sein eigenes Innenleben und die Frage der eigenen Verortung in dieser bunten, sich unermesslich entfaltenden Welt, von der alle Bücher ein Spiegel und ein Echo waren …

Welchen Nachklang auf ihn hatte der „Biss in den großen Apfel", hatten die Tage in New York, die nun schon wieder ein Jahr zurücklagen?
Immer noch träumte er von dem Erlebten.
Immer wieder – wenn auch nicht mehr so oft, wie in den ersten Wochen nach der Rückkehr - tauchten zur Nacht und im Schlaf Bruchstücke, Bilder, Impressionen, Gesprächsfetzen auf.
Sah er die Gesichter der anderen drei, hörte sie reden, hörte ihre Stimmen.
Und wenn er aufwachte, manchmal noch im Halbschlaf die Orientierung suchte, oder morgens am Frühstückstisch, war das Erlebte noch und wieder ganz präsent.
Und auch tagsüber gab es immer wieder Situationen - etwas was er plötzlich sah, zufällig hörte, irgendwo las oder augenblicklich erlebte -, die ihn zurückversetzten nach Manhattan … und auch zurück nach Mount Tremper und das Erleben in der „ZEN Monastery" …

Was war und blieb ihm fremd an der Entscheidung seines Bruders, den buddhistischen Weg zu gehen, so entschlossen, so konsequent?
Und was berührte ihn daran?
Ein Leben lang, ein Berufsleben lang, war ihm alles Religiöse und Spirituelle fremd geblieben.
„Die Zukunft einer Illusion", Freuds Klassiker, hatte schon früh seinen Platz bei ihm gefunden – und mit ihm die Überzeugung, dass alles Metaphysische letztendlich ein Wunschdenken, eine Flucht und ein falscher Trost für Menschen ist.
Behutsam ist er damit umgegangen, wenn Klienten ihn damit konfrontiert hatten, häufig mit Leidensempfindungen verbunden.
Aber behutsam hatte er auch versucht, Wege der Einsicht, der Befreiung und des Mündigwerdens aufzuzeigen, wo falsche Bindungen und unerkannte Fremdbestimmungen religiöser Art nach Bearbeitung und Aufarbeitung verlangten.

Doch was war es mit der Einsicht und Behauptung Buddhas, des Erwachten, dass das ganze Dasein, das ganze Leben, unsere ganze Existenz leidverhaftet und leidgeprägt ist?

Kein Gott, kein göttliches Über-Ich, keine göttliche Autorität war Grundlage und Leitmotiv von Buddhas Lehre – und die gängige Religionskritik, die sich darauf bezog, dass der Himmel letztlich leer ist, konnte ihn nicht betreffen.
Ja, den Glauben an einen Gott oder an Götter und ihre vielfältigen Inkarnationen, wie er sie in der indischen Lebenswelt vorfand, erklärte Buddha selbst für irrelevant, irreführend und illusorisch.
Stattdessen zeigte er vielmehr einen praktischen Weg auf, den jeder selber zu gehen hat, um der Leidverhaftung etwas Befreiendes, Heilsames, Erlösendes entgegen zu setzen.

Aber Weltentsagung – wie soll das gehen, was soll das sein?
Im fortschreitenden, ja fortgeschrittenen Alter – und er spürte dieses Alter mit seinen Einschränkungen, Beschwerden und WehWehchen nun tatsächlich zunehmend – da wird es in der Tat irgendwann und irgendwie wichtig, die eigene Endlichkeit, das eigene Lebensende, mit einer gewissen Weltentsagung, eben abschiedlich, zu verbinden …
Aber mitten im Leben, oder gar noch am Anfang des Lebens, braucht es Weltzuwendung, Weltentdeckung, Welteroberung …

Er lächelte in sich hinein, weil immer, wenn er über den Tod nachdachte, Woody Allen ihn angrinste und sagte: „Ich hab nichts gegen den Tod, wirklich nicht. Ich möchte nur nicht dabei sein!“
Dann schaute er auf die Uhr, es war noch früher Nachmittag, und er entschloss sich, noch ein paar Einkäufe zu machen.
In Gedanken notierte er sich seinen Einkaufszettel und nahm sich vor, auch noch in Jacques Wein-Laden vorbeizuschauen, um einen guten Rotwein für den Abend mit nach Hause zu nehmen.
Er zog sich die Jacke an, griff nach seinem Portemonnaie, einer Umhängetasche und dem Haustürschlüssel, und verließ seine Wohnung.

Unterwegs verlangsamten sich seine Schritte, als er an der katholischen Kirche vorbei kam, die auf dem Weg lag.
Er zögerte einen Augenblick.
War von sich selbst erneut überrascht.
Und folgte einem Impuls, dem er in den letzten Monaten schon zwei-, dreimal nachgegeben hatte – dem Impuls, die Kirche zu betreten, einzutauchen in diesen Sakral-Raum, diese für ihn doch letztlich so fremde Welt eines Glaubens, den er nicht teilte.

Aber erneut ging er über die Schwelle, betrat diesen Heiligen Raum und ging auf eine Seiten-Nische zu, die er bereits kannte.
In dieser Ecke standen zwei Knie- und Sitzbänke, deren Blickrichtung auf ein etwas barockes Gemälde verwies, das einen zum Himmel auffahrenden Christus darstellte, von Engeln und einem überirdischen Glanz umgeben.
Das Bild selbst blieb ihm fremd und rätselhaft.
Aber zuvor hatte er sich – die Möglichkeit war gegeben – eine der ausliegenden, kleinen weißen Kerzen gegriffen, sie angezündet und hingestellt …

Und dabei an seinen Bruder gedacht, der nun in New York – im Zeitunterschied von sechs Stunden – seine Wege ging.
Und für sich die Frage beantwortet hatte, in welche Richtung seine Schritte führen sollten.

Als er die Kirche wieder verließ, dachte er an seinen Kater „Freud", der vor ein paar Wochen das Zeitliche gesegnet hatte.
16, oder waren es 17 Jahre, war er am Ende, und ganz friedlich, in einer Nacht, ohne irgendein Vorzeichen, hatte er aufgehört zu atmen …
Sieben Leben sollen sie ja haben, sagt ein Sprichwort, was immer das heißt.
„Eines nur haben wir", dachte er, und setzte seinen Weg fort.
Ein Leben nur.
Mit all dem, was unsere Schritte lenkt und die Weichen stellt …

Er blieb stehen, neben den anderen, solange die Ampel noch rot war.
Schaute in den Kinderwagen neben ihm und in das schlafende Gesicht eines noch jungen Erdenbürgers.
Dann wurde es grün.
Und er setzte seinen Weg fort.

38.



Schon auf dem Rückflug war ihm klar, dass sein Heimkommen kein Heimkommen mehr sein würde.

Die Tage in New York, das Erleben des Big Apple, die Erlebnisse der letzten Woche mit seinen beiden Brüdern und mit Judith, vertieften den Riss, der schon vorher da gewesen war, vertieften ihn endgültig.
In welche Richtung auch immer es nun gehen würde: Es gab keine ungetrübte Rückkehr mehr in sein altes, bisheriges Leben.
Er spürte und wusste es.

Als Judith seine Hand ergriff, so plötzlich, so überraschend, so unerwartet – oder vielleicht doch nicht? - war eine Weiche umgesprungen, die sein Leben in eine andere Richtung lenken würde.

Er saß neben seinem Bruder, der nichts ahnte von dem, was in ihm vorging, und der am Fensterplatz eingeschlafen war, während sie den Atlantik in 11.000 Metern Flughöhe in Richtung Europa überquerten …

Judith war noch zwei Tage länger in NY geblieben, hatte zuvor geschäftliche Kontakte zu einer Adresse von Kunsthändlern und zu zwei Galerien in Manhattan geknüpft, und flog erst danach wieder nach Berlin.

Die folgenden Tage, Wochen und Monate wurden dann für ihn, den Architekten, zu einem Abbruch-Unternehmen.
Sein bisheriges Lebenshaus stürzte ein, Tage und Wochen der Entfremdung, der Streitereien und der lautstarken Auseinandersetzung folgten.
Bis er schließlich seine Koffer packte, auszog und sich in einem Appartement im Kölner Süden einquartierte, Abstand suchte, nur hin und wieder mit seinen Kindern etwas unternahm, die nicht verstanden, welcher Riss da gerade passiert war.

Etwas definitiv Neues hatte begonnen.
Und Judith, mit der er nach seiner Rückkehr täglich telefonierte, die er nun so oft es ging in Berlin besuchte und sie ihn umgekehrt, mit der er Pläne schmiedete, mit der er glückliche Tage und Stunden erlebte, empfand und erlebte es ebenso.

„Komm zu mir nach Berlin“, sagte sie immer wieder.

Und in der Tat zeichnete sich zunehmend ab, dass er Köln den Rücken kehren und sich mit ihr in neuer Umgebung und Verortung ein neues Leben aufbauen würde.

Er lud an einem Abend die Kollegen und Mitarbeiter des Architektenbüros zu einem Essen ins Restaurant ein, teilte ihnen seinen Ausscheiden und seinen Fortgang mit, organisierte in den folgenden Wochen alles Nötige für den Ab - und Übergang, und war sich sicher, in Berlin auch beruflich eine gute, erfüllende und attraktive Perspektive für sich zu finden.

Nur die Frage, wie sich der Kontakt zu seinen Kindern in Zukunft gestalten würde, das praktische Zu - und Miteinander zwischen Köln und Berlin, bereitete ihm Sorgen – änderte aber nichts daran, dass er sich sicher war, noch einmal ein zweites, anderes Leben zu beginnen – und das alte hinter sich zu lassen.

Den Kontakt zu seinen beiden Brüdern hielt er auch weiterhin.
Traf sich hin und wieder mit dem Älteren am Domplatz, am Rheinufer oder im Kaffee.
Telefonierte ab und zu mit dem Anderen, der nun in Brooklyn seine Wege ging.

Zwischendurch erinnerte er sich immer mal wieder an diesen Angst-Traum, der ihn eine Zeit lang verfolgt hatte, dieses beklemmende, manchmal panisch erlebte Gefühl, nicht mehr zurückzukommen in sein altes Leben, abgeschnitten zu sein von dem vertrauten Zuhause, unentrinnbar und unumkehrbar gefangen zu bleiben in einem anderen Leben …
Und es kam ihm merkwürdig vor, wie anders sein Leben sich nun gewendet hatte.

„Habe ich Dir eigentlich erzählt von diesen Wiederholungsträumen, die ich eine Zeit lang hatte, bevor die Sache mit meinen Brüdern und Dir begann“, fragte er Judith eines Abends, als sie im Bett lagen und einander nahe waren.
Sie schüttelte den Kopf … und er begann zu schildern, was ihm damals so zusetzte.
Sie hörte es.
Und dachte daran, wie viel in ihrer neuen, gemeinsamen Wohnung noch auszupacken, einzurichten und zu organisieren war.
Hier-Jetzt.

In Berlin.
Ziemlich genau ein Jahr, nach dem sie in New York nach seiner Hand gegriffen hatte.

39.



Er schloss die Tür, nachdem der letzte Besucher gegangen und das nachmittägliche Sesshin beendet war, ging die paar Schritte in den Meditationsraum zurück, löschte die Kerzen, verbeugte sich dreimal vor Buddhas Antlitz und ging in das kleine Büro, auf dessen Schreibtisch noch die Morgenpost lag.

Als er den Brief öffnete, adressiert an seine neue Adresse in Brooklyn, musste er lächeln.
Denn mit Briefen hatte ja alles begonnen.
Zwei rätselhafte Briefe, die seine beiden Brüder bekommen sollten, versandt von einer „unbekannten Judith aus Berlin“ …
Es war ein Spiel, ein zunächst gewollt uneindeutiges.
Wie es sich entwickeln würde, zu was es führen würde – das sollte in der Tat offen bleiben.
Denn wer oder was lenkt unsere Schritte und bestimmt die Richtungen, die am Ende unser Lebenslauf gewesen sind?

Auch dieser Brief, den er in den Händen hielt, hatte Judith als Absenderin.
Seine alte Freundin, die nun mit einem seiner Brüder zusammen war, auf neuen Wegen und in einem neuen Lebensabschnitts des Miteinanders in Berlin.
Die als Erste eingeweiht war in den begonnenen Spielverlauf, nachdem der Anfang gemacht war.
Die er bereits hier in NY wieder sah, die aber ebenfalls im Unklaren blieb – bis sie alle vier zusammen hier ihre Woche in NY erlebten.
Und die er immer noch tief in seinem Herzen trug.

Er las:
„Lieber Sangmu,
das Leben ist und bleibt ein großes Rätsel, oder?
Anders kann ich diesen Brief an Dich nicht beginnen.
Und das ist es, was ich aus New York mitgenommen habe.
Ja, eigentlich ist und bleibt das ganze Leben 'ein Koan', oder?

Deine Fotos, Bilder und Texte der Ausstellung in meiner Galerie sind weiterhin Dein Eigentum und sie bleiben hier bei uns aufbewahrt, behütet, unangetastet und inventarisiert im Keller der Galerie.
Was aber soll damit geschehen?
Du entscheidest – bitte sag mir, was damit geschehen soll.

Nur ein Foto haben wir uns genommen.
Es hat seinen Platz gefunden in unserer neuen, gemeinsamen Wohnung.
Die Tür.
Dieses eine Foto, am Ende der Ausstellung platziert, mit der zunächst so rätselhaften Tür und der unbekannten Adresse, die wir erst identifizieren mussten.
Diese Tür, die für Dich so richtungsgebend für Dein weiteres Leben geworden ist.
Es bleibt uns wertvoll, nach all dem gemeinsam Erlebten.

Ich war zunächst die Erste, die durch diese Tür, über die Schwelle gehen und sich umschauen durfte, immer noch im Unklaren über all das, was Du vorhattest.
Nun aber teilen wir miteinander, von Dir inszeniert, zusammengeführt, worum es Dir ging.

Ja, die Woche mit Dir, der gemeinsame Biss in den Apfel, war in der Tat ein großes Erleben für uns alle.
Wie immer wir nun weiter unterwegs bleiben – in diesem Leben.

DANKE
DANKE
DANKE
und ein Namasté
Judith“

Er las den Brief, lächelte, und dachte im Rückblick:
Man müsste all dies mal aufschreiben.
Zu einer Erzählung machen.

Die mit einer Frage beginnen würde:
„In welche Richtung soll's denn nun gehen?“

NACHWORT

Heute ist der 16. September 2026.
Ich sitze früh am Morgen, kurz nach 6.00 und mit dem ersten Kaffee, am PC.

Gestern habe ich das Manuskript dieser Erzählung zu Ende gebracht.
Was noch fehlt, ist dieses Nachwort, ein letztes Korrekturlesen und dann das Lesen der Kapitel, um es auf MP3-Format zu bringen und auch als „Hörbuch“ für andere zugänglich zu machen.

Die Idee und die Motivation zu alldem, was nun (fast) fertig geworden ist, kam mir in den letzten zwei, drei Jahren im Zugehen auf mein Berufsende und die nach-berufliche Zeit, in der ich mittlerweile seit gut zwei Jahren unterwegs bin.
Sie ist erwachsen

- ***aus meinem zweimaligen Aufenthalt mit FiRo (Uwe) in New York (2002 und 2014) und dem dortigen Erleben,***
- ***aus meinen langjährigen Tagebuchaufzeichnungen und dem, was sich darin an eigenem Erleben und Wahrnehmen, an eigenen Erinnerungen, Erfahrungen und Reflexionen, angesammelt hat,***
- ***als Parallel-Projekt zu meinem Erinnerungs-Buch „Unterwegs – im Woher und Wohin“, das im Frühjahr fertig geworden ist,***
- ***und aus meiner großen Lust am Schreiben, an Texten und an kreativ verschriftlichter Selbst- und Lebensreflexion.***

Inwieweit meine Erzählung „für sich“ steht, für Leserinnen und Leser funktioniert, interessant ist, spannend, nachvollziehbar und anregend – oder inwieweit ich mit all dem doch (zu) sehr im eigenen „Spin“ geblieben bin, weiß ich nicht …
Zunächst und vor allem hat es für mich selbst Wert und Bedeutung als Schreibprojekt.
Aber ich würde es nicht teilen, ohne die Hoffnung und den Wunsch, dass ich mit „RICHTUNGEN“ nicht nur in meiner eigenen „Blase“ und „Echokammer“ geblieben bin.

Zur Transparenz jedenfalls noch folgende Erläuterungen:
Die Erzählung ist von vorne bis hinten fiktiv, die Personen und die Handlung sind frei erfunden.

Aber durch den gesamten Text zieht sich Selbst-Erlebtes und jedes Kapitel hat persönliche Bezüge …

Dazu ein paar Beispiele:

Schon in den ersten beiden Kapiteln – die Faszination Paul Auster und der Abend vor dem Abflug in einem Gästehaus in Medan/Sumatra, so viele Flugstunden und Kilometer von Zuhause entfernt, nach einer sechswöchigen Reise, inclusive eines Besuches zweier Krankenhäuser dort in der ländlichen Gegend Nord-Sumatras – ist dies der Fall.

Der bizarre Bücher-Traum (Kapitel 10) ist die Einarbeitung einer eigenen Kurzgeschichte, die ich vor ein paar Jahren geschrieben habe.
Ich habe sie leicht verändert und in den Rahmen der Erzählung eingepasst.

Der Text „Was sind wir, Gott, mit unserem Leben …?" (Kapitel 7), ist inspiriert durch den Vers eines Gedichtes von Schalom-Ben Chorin.
Ich habe ihn zu einem eigenen Text und zu einer Besinnung erweitert, die ich im Laufe der Jahre immer wieder bei Beerdigungen und Trauerfeiern gelesen habe.

Vor allem der zweite Teil des Buches ist voll von eigenem New York-Erleben.

- *Die Unterkunft im Kolping-House (86. Straße East Side),*
- *die Begegnung mit dem redseligen New Yorker-Taxifahrer,*
- *das Erlebnis in der New Yorker Subway (Kapitel 31)*
- *oder das abendliche Miteinander beim Italiener („Merlott???").*

all das sind kleine, von mir (uns) selbst erlebte Inputs.

Vor allem aber sind die Orts-Erlebnisse (bis auf die abendliche „Zauber-Vorstellung" am Broadway in Kapitel 26) und die damit verbundenen Gedanken, Gefühle und Reflexionen meine eigenen:

- *Das Dakota und das Lennon-Memorial,*
- *der Central-Park,*
- *der Blick ins schwarze Universum im Museum of Natural History,*
- *der Besuch im Trump Tower und am „Ground Zero",*
- *die Eindrücke aus dem „Jewish Museum",*
- *der Besuch in den „Cloisters".*

Und die Adresse, das Haus, in Brooklyn?

Das „Zen Monastery“ in der Gegend vom „Mount Temper“?
Die neue Verortung „des Dritten“ zur buddhistischen Gemeinschaft?
Hier habe ich – ausdrücklich unautorisiert – meiner Phantasie Raum gegeben.
Allerdings nicht ganz.
Denn unter der Adresse in Brooklyn gibt es tatsächlich eine Zen-buddhistische Gemeinschaft, den „Fire Lotus Temple“ - und auch das Zen-Kloster außerhalb der Großstadt New York, in ländlicher Gegend gibt es.

Ich hatte sie im Internet vor ein paar Jahren entdeckt und im Nachhinein bedauert, nicht vor unserem zweiten NY-Aufenthalt (im April 2014) von ihnen gewusst zu haben.
Immer wieder klicke ich mich in ihre Web-Präsenz ein, habe ihre Geschichte, ihre Mitglieder und Lehrer, ihre Arbeit, ihre Texte, Vorträge, Fotos, Videos sehr präsent …
Und daraus wurde plötzlich ein völlig eigenständiger, ausgedachter Erzähl- und Verortungs-Strang, den es faktisch nur in meinem Kopf gibt.
Eine Mischung also aus tatsächlichen Bezügen und einer erdachten Geschichte.

Warum aber gerade der Buddhismus als weltanschauliche Richtung der Erzählung, als Weg-Entscheidung „des Dritten“?
Auch dies ist erwachsen aus meiner langjährigen Beschäftigung mit buddhistischer Spiritualität, Meditation, ZEN.
Und es hat mich gelockt diesem Pfad erzählerisch zu folgen.
In Berührung mit einer existentialistischen Weltsicht.
Und (anklingend) im Verhältnis zu den Lebens- und Wahrnehmungswelten der Psychoanalyse, der Kunst, des Judentums und dem Anklang katholisch-sakralen Raumerlebens.

Doch mit dem Ende der Erzählung mag die Frage in Jedem von uns nachklingen und uns weiter begleiten:
In welche RICHTUNGEN unser eigenes Leben bis dato verlaufen ist?
Wo wir uns JETZT-HIER wiederfinden?
Und in welche RICHTUNGEN es wohl noch weitergeht?
Was immer unsere Schritte gelenkt hat und weiter lenken wird.

„Es gibt immer nur das beständige Hineingehen ins EWIGE JETZT“.
Wo ich diesen Satz aufgeschnappt habe, weiß ich nicht mehr.

Aber er stimmt wohl.

Also:
Go
the Way
you go!



ANMERKUNG ZU DEN FOTOS:

Die Abbildungen zu Kapitel
1 4 20 23 25 27 30-32 und 35-39
sind von mir

Am Tag der Fertigstellung der Erzählung erreichte mich frühmorgens die Nachricht, dass M.P. ganz plötzlich und unerwartet, im Urlaub und unterwegs auf einer Fahrradtour, verstorben ist.
Wir wollten uns noch einmal sehen und treffen, dazu ist es nun leider nicht mehr gekommen. Wir teilen, wenn auch mit zwei Jahren Unterschied, das gleiche Geburtsdatum.

Im letzten Monat war die Trauerfeier und Beisetzung meines alten Freundes und zuvor Weggefährten M.E.
Wohin unsere Wege uns führen sollten, zunächst mit manchen Weichenstellungen & Parallelitäten, ahnten wir Mitte der 80er Jahre noch nicht. Am Ende war er ein krankheitsbedingt und kontaktmäßig Ferngerückter, den ich weiter im Herzen trage.

Und heute, an Deinem Geburtstag, lieber U.(FiRo), beende ich nun auch das Korrekturlesen. Du hast als Erster Anteil genommen an meinem Schreibprojekt, die ersten Kapitel gelesen und mir Rückmeldungen gegeben. Mit Dir (Du wirst es an vielen Stellen entdecken) teile ich das NY-Erleben 2002 & 2014, von dem Vieles im zweiten Teil eingeflossen ist.
„Stay clear of the closing Doors, please!“ ;-)

Euch widme ich diese Erzählung.

Essen, 18.9.2026